

27

9727

9727

I

no 42 bick.

I

BJ¹

Krakau

und

ein Blick über seine Grenzen.

[Kaempff, Rudolf]
Estz. II-319

Leipzig 1844.

Verlag von Otto Wigand.

KRISTIAN

und

ein Blick über seine Grenzen.

pro Mikroskop

Leipzig 1881.

Verlag von Otto Wigand.

Miet.

Bibl. Jag.
1956/57 KZ

83.

2

ich das vorliegende Werkchen zum Führer in dieser
Stadt und ihrer Umgebung. Die darin vorkommenden
kleinen Skizzen sind als solche be-

Vorwort.

trachten; eine umfassendere Beschreibung möglicher

Gleichwie Napoleon das Wort *impossible*
aus dem Wörterbuche strich, so machen jetzt die
überall entstehenden Eisenbahnen das Wort Ent-
fernung aus demselben verschwinden. Nationen
reichen sich durch dieselben die Hand, auf ihnen
rollen wir bequem von Süden nach Norden und von
Osten nach Westen, Zeit und Geld sparend.

Auch Krakau, welches des Schönen und
Schenswürdigen so Vieles enthält und für welches
der Slawe, lebe er unter preussischem, österrei-
chem oder russischem Scepter, die lebhaftesten
Sympathien in sich trägt, dürfte eben in Folge der
Eisenbahnen binnen Kurzem ungleich mehr von
Fremden besucht werden, als bisher. Ihnen nun gebe

ich das vorliegende Werkchen zum Führer in hiesiger Stadt und ihrer Umgebung. Die darin vorkommenden kleinen Skizzen möge man nur als solche betrachten; eine umfassendere Beschreibung hiesiger Zustände zu liefern, das überlasse ich einer fähigeren Feder, als die meinige.

Krakau im August 1844.

Der Verfasser.

Krakau, die Hauptstadt der gleichnamigen, auf dem Wiener Congress im Jahre 1815 geschaffenen kleinen Republik, liegt am linken Ufer der Weichsel unter dem 50. Grade 3 M. 52 Sec. nördlicher Breite und 17. Grade 35 Min. 45 Sec. östlicher Länge. Vorerst wollen wir uns nach deren Gründung und Erbauung umsehen. — Irgendwo habe ich gelesen: „das ist ein kluges Kind, welches seinen Vater kennt.“ So geht es auch mit vielen kleineren und grösseren Städten, die auch nicht ihren Erbauer zu nennen vermögen, und deren Ursprung in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist. Unter die Zahl derselben gehört auch Krakau. Ein alter Schriftsteller, Claudius Ptolemäus aus Alexandrien, welcher im 2. Jahrhunderte nach Christo lebte, giebt in seiner Geographie, 4. Mappe 60. Karte, an, dass unter dem 42. Gr. 40 Min. der Länge und 51. Gr. 30 Min. der Breite an dem Ufer der Weichsel, also gerade da, wo noch heute Krakau liegt, sich eine Stadt Namens Carrodunum befinde. Die polnischen Chroniken nehmen jedoch an, dass Krakau erst im Jahre 700 nach Christo gegründet worden sei, und zwar durch Krakus, den Gemahl der schönen Libussa, über die ein Mehreres in den anmuthigen Volksmärchen von Musäus zu lesen ist. Sie erwähnen dabei des Krakus als eines Herzogs von Gross- oder Weiss-Chrobacien, welches Land am Fusse der Karpathen lag, und die frühere

Wojewodschaft Krakau mit Einschluss einiger nahe gelegenen anderen Provinzen bildete. Der berühmte Historiker Martin Kromer, Bischof von Ermland, sagt hierüber wörtlich:

„Kraus legte die Stadt auf dem linken Ufer der Weichsel an, und benannte sie nach seinem Namen. Auf dem nahe liegenden Hügel Wawel, welcher zu jener Zeit durch die Weichsel von der Stadt getrennt war, baute er ein Schloss und machte dasselbe zur Hauptresidenz der polnischen Krone, nachdem er Gnesen verlassen hatte. Diese Stadt, obschon im Anfange nur klein, erreichte mit der Zeit durch die dort wohnenden Fürsten und deren Freigebigkeit solche Bedeutung und Glanz, dass sie hinsichtlich der Grösse ihrer Mauern und Thürme, Rathhäuser, Kirchen und anderer öffentlichen Gebäude, der Eleganz und des Reichthums der Privatwohnungen, des Ueberflusses an kostbaren Stoffen und anderer Gegenstände, welche nicht nur zum Lebensunterhalt, sondern auch zum Luxus und Vergnügen gehören, endlich der milden Sitten, der Gastfreundschaft und Vortrefflichkeit der Bürger den italienischen Städten gleichkam, unter den polnischen aber den Vorrang besass.

„Man erzählt auch, dass Kraus ein Ungeheuer (die polnischen Chroniker nennen es *Holophag*, Solinus aber *Boa*) in der Höhle des Berges, auf welchem das Krakauer Schloss steht, wo dieses Unthier hauste und die Umgegend, Menschen und Vieh verschlingend, verwüstete, durch folgenden Kunstgriff erlegte: Er befahl nämlich, Aas, mit Pech, Schwefel und Brennstoffen ausgefüllt, vor die Höhle

zu werfen, und der Art verbrannten durch das in den Eingeweiden entstandene Feuer alle die inneren Theile dieses Ungeheuers.“

Der etwas ungläubige und mit Thomas verwandte Kromer bemerkt weiter:

„Ob dieses wahr ist, oder erdichtet wurde, weiss ich nicht. In der That befindet sich noch heute im Felsen eine tiefe Höhle, Drachenhöhle genannt, doch kann sie auch ein Werk der Natur sein.“

Mit Erlaubniss der Leser wollen wir den armen Drachen, mit dieser Art Congreve'scher Rakete im Leibe, ruhig seinem traurigen Schicksale überlassen, uns aber wohl hüten, an dem Vorfalle als wirkliche Thatsache zu zweifeln, denn ein ähnliches Wagestück verrichtete ja unser nie lüglicher tapferer Münchhausen, und in den gediegenen Werken über die schöne Melusina u. s. w., „gedruckt in diesem Jahre bei Trowitsch u. Sohn in Frankfurt a/O.“, wird ja auch öfters von solchen Vorfällen gesprochen.

Mais revenons à nos moutons. — Die polnischen Chroniker sind auch gar nicht darüber einig, ob Krakau wirklich seinen Namen von Kraus erhielt. Ein Krakauer Bischoff, Vincens Kadłubek, behauptet, dass sich nach dem Tode des eben besprochenen Ungeheuers eine Masse Krähen um den Kadaver desselben gesammelt und ihn schreiend umflogen hätten. Deren Krächzen (auf polnisch *Krakania*) sei als Name auf das eben erbaute Krakau übergegangen. Andere wollen denselben wieder von den römischen Gracchen herleiten.

Nachdem sich nun so viele und gelehrte Männer über diesen Punkt den Kopf zerbrochen haben, ohne zum Zwecke zu kommen, so muss ich schon die Sache auf sich beruhen lassen. Meine unmassgebliche Meinung ist, dass man dem alten Krakus, Herzoge von Chrobacien, die Ehre, Krakau gegründet zu haben, nicht abspricht. Die etwaigen noch lebenden Verwandten dieses Ehrenmannes bitte ich aber um Verzeihung, dass ich ihren Ahn schlechtweg Krakus oder Herzog nenne und das Prädicat weglasse. Man kommt jetzt aber wirklich in Verlegenheit, wie man einen solchen hohen Herrn tituliren soll, bevor in Frankfurt a. M. nicht das Nähere entschieden ist.

Wahrscheinlich hat Krakus die neu anzulegende Stadt auf die Trümmer des alten Carrodunum gebaut. Das noch jetzt im Munde des Volkes lebende Sprichwort: „Krakau wurde nicht auf ein Mal erbaut“, dient als Beleg, dass es nicht unter einem Herrscher in seiner früheren Grösse entstand; nach und nach wurde es durch doppelte Mauern befestigt, es entstanden Gräben, Basteien und Thürme. Letztere umgaben die Stadt in kleinen angemessenen Entfernungen von einander, und auf der nördlichen Seite ganz in der Nähe des Florianer Thors existiren heute deren noch drei, und ihr Bau deutet auf ein hohes Alter hin.

Die späteren Schicksale Krakau's bis zum Jahre 1125 sind unbekannt, und dasjenige, was Chroniker aus Ueberlieferungen darüber berichten, ist dunkel und verworren. Im ebengenannten Jahre muss es aber schon eine bedeutende Stadt gewesen sein, denn Długosz schreibt:

„Im Jahre 1125 unter der Regierung Boleslaus III. (genannt Krumm-Maul), als das Königreich Polen in Frieden und in glücklichem Wohlstande blühte, wurde es durch ein unerwartetes unglückliches Ereigniss tief getroffen. Die glänzend erblühte Stadt Krakau, obschon aus hölzernen, aber doch schönen Häusern erbaut, reich durch die Früchte des Handels, welche ihr von den benachbarten Staaten zuflossen, berühmt durch ihren Wohlstand und Ueberfluss, wurde durch ein Feuer mit allen ihren Thürmen und Häusern in einen Schutthaufen verwandelt und für lange Zeit ins Elend gestürzt.“

Im Jahre 1241 drangen die Tartaren in Polen ein und verbrannten Krakau aufs Neue. Boleslaus der Verschämte, welcher zu jener Zeit regierte, berief deutsche Colonisten dahin, um es wieder aufzubauen; letzteres geschah planmässig, die Strassen und Märkte wurden symmetrisch angelegt, und Krakau wurde eine schöne Stadt, was es früher nicht gewesen sein mag, da ein Jeder gerade so baute, wie es ihm einfiel. Der Chroniker Bielski berichtet, dass jener König den Krakauern das deutsche (vermuthlich Magdeburger) Recht verlieh und Vögte einsetzte. Die eingewanderten Deutschen brachten Krakau bald wieder empor, genossen grossen Schutzes von Seiten der Regenten und hatten schon wenige Jahre nach ihrer Ansiedelung Gelegenheit, ihrem neuen Könige zu beweisen, dass seine Huld nicht an Unwürdige verschenkt sei. Sie machten sich zu Sklaven ihres Wortes, opferten demselben Alles, und gaben einen glänzenden Beweis der deutschen Treue.

Im Jahre 1285 hetzten nämlich einige kleine polnische Edelleute Herzog Conrad II. von Masovien gegen den König Leszek den Schwarzen von Polen auf, erregten einen Bürgerkrieg und unterwarfen das ganze Herzogthum Krakau, mit Ausschluss der Hauptstadt. — Leszek, von seinen sonstigen Unterthanen verlassen, begab sich nach Krakau, vertraute seine Gemahlin Gryssina dem treuen Schutze der eingewanderten Deutschen und ging von da zum ungarischen Könige Wladislaus, um dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen. Die deutschen Bürger wurden inzwischen gewahr, dass sie die Stadt gegen Conrad nicht halten konnten. Deshalb flüchteten sie sich mit der Königin Gryssina nach dem Schlosse und gaben ihr ganzes Eigenthum preis. Dem Herzog Conrad war es blos um den Besitz der Königin zu thun, er versprach den auf dem Schlosse befindlichen Bürgern Gnade und Schonung, nur die Gryssina sollten sie ihm ausliefern. Als sie dieses standhaft verweigerten, wurde die Stadt unter ihren Augen verbrannt und in einen Schutthaufen verwandelt. Leider kam der König Leszek mit ungarischen Hilfstruppen zu spät herbei, um Krakau zu retten, dagegen hatte er das Glück, den Herzog Conrad bei Bogucie an der Raba gänzlich zu schlagen, und Alles wieder zu erobern, was ihm dieser entrissen hatte. Krakau wurde aufs Neue gebaut und in den besten Vertheidigungszustand gesetzt, während die Bürger wegen ihrer Treue und tapferen Vertheidigung des Schlosses mit den mannigfachsten Privilegien beschenkt wurden. Ja die Chroniken berichten sogar, dass König Leszek, um seinen deutschen

Unterthanen einen besonderen Beweis der Gnade zu geben, deutsche Sitten und deutsche Kleidung angenommen habe!

Reichthum macht aber übermüthig! Auch die alten Krakauer wurden vom Hafer gestochen. Unter der Regierung des Ladislaus Lokietek rief der Vogt Adalbert (Woyciech) den Oppelner Herzog Boleslaus ins Land, und übergab ihm Krakau, des Schlosses aber konnte er sich nicht bemächtigen. Ja der Vogt ging in seinem Trotze so weit, dass er seine Wohnung, Grodek genannt, befestigte. Der König Lokietek setzte sich jedoch bald wieder in den Besitz Krakau's, der Herzog von Oppeln, sowie der treulose Adalbert entflohen bei seiner Annäherung, worauf denn der König des Letztern Güter einzog, und dem Palast Grodek gegenüber das sogenannte Nicolaier Thor mit einem festen Thurme anlegte, um für die Folge die Herren Vögte besser im Zaum halten zu können.

Am allermeisten hat Kasimir der Grosse für Polen gethan, ganz besonders aber für Krakau. Freilich stellte es sich später im Laufe der Zeit heraus, dass jener König einen bedeutenden Missgriff beging, indem er, durch seine Liebe zur schönen Esther geblendet, die Juden begünstigte, ihnen bei Krakau, oder wie man jetzt sagen kann, in Krakau selbst eine Stadt zur Wohnung einräumte, sie mit Wohlthaten überschüttete, und auf diese Weise Blutigel ins Land zog, die noch jetzt an dessen Mark saugen. Man sagt von Kasimir, „dass er Polen fand bestehend aus Lehm und Holz, es aber gemauert hinterliess.“

Dabei war er selbst ein guter Baumeister und ging da, wo es sich um Ausführung grösserer Bauten drehte, gern mit Rath und That, wie nicht weniger mit dem Geldbeutel an die Hand. Unter seiner Regierung wurde auch das sogenannte Tuchhaus gebaut, auf welches ich später zurückkommen werde.

Der Reichthum Krakau's muss jener Zeit colossal gewesen sein, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht. — Im Jahre 1343 lieh der Markgraf Karl von Mähren von nur zwei Krakauer Bürgern enorme Summen, nämlich: von dem Kaufmann, Rathsherrn und Unterschatzmeister Nicolaus Virzing 2333 Mark Silber, sowie von dem Kaufmanne Hanek Kempnitz 1000 Mark. Das wäre zusammen 47,000 Thaler, die heute mancher ehrliche Handwerker mitunter seiner Tochter als Mitgift bei ihrer Verheirathung verehrt. Für dieselbe Summe kauft man heute nur ein mittelmässiges Landgut.

Zu jenen Zeiten waren aber die Geldverhältnisse ganz anders, und der Thaler war mehr werth, als jetzt hundert derselben. — So verkaufte z. B. gegen das Jahr 1300 Landgraf Albert der Unartige von Thüringen dieses schöne Land, einen Theil des Meissner und Osterländischen Antheils an den Kaiser Adolf von Nassau für 14,000 Mark Silber oder ungefähr 196,000 Thlr., freilich wohl wesentlich unter dem Werthe, da er ja blos die Absicht hatte, seine beiden Söhne Tiezmann und Friedrich zu betrügen zum Vortheile seines natürlichen Kindes Apitz. Das verkaufte Terrain ist bei weitem grösser als das jetzige Königreich Sachsen. Auch darf man nicht glauben, dass

Virzing etwa den grösseren Theil seines Vermögens zu diesem Anlehen hergab, denn im Jahre 1363, als er bei Gelegenheit der Hochzeit Kaiser Karl IV. mit der Enkelin Kasimir des Grossen den anwesenden Monarchen und Herren ein Gastmahl in den Hallen des Rathhauses gab, verschenkte er an die Anwesenden die gewaltige Summe von 100,000 Ducaten. Dieses Gastmahl ist einzig in seiner Art, und von A. Bronikowski herrlich beschrieben. — Seine Erlaubniss voraussetzend, will ich das Wesentlichere und Interessantere davon hier aus seinem Werke „Kasimir der Grosse“ entnehmen, besonders, da Alles aus besten Quellen geschöpft ist.

„Da nahte sich ein ansehnlicher Zug durch den mittelsten Bogengang des Rathhauses in feierlichem Schritt; viele Diener leuchteten mit hellglänzenden wohlriechenden Fackeln dem Major domus vor, der auf purpur-samtem Kissen ein reichgeschmücktes Kästchen trug, — nach ihm folgten vier andere Hausbedienten, die mit sichtbarer Anstrengung eine mächtige verdeckte Schüssel von Silber trugen; eine grosse Anzahl anderer, die mit dem Nachtsch beladen waren, schlossen den Zug, hinter welchem das Volk hereinstömte, dem die Pforten geöffnet waren, um anschauend Theil an der Freude der Grossen und Edeln zu nehmen. Mit Mühe hatten die Diener das gewaltige Silbergefäss auf die Tafel gestellt, deren tüchtige eichene Bretter unter der Last erseufzten; der Wirth des Hauses hatte sich von seinem Sitze erhoben am untersten Ende des letzteren Tisches, auf seinen Wink verschwand der gewichtige Deckel, und der Inhalt der

Schüssel glänzte den erstaunten Gästen in funkelnden neugeprägten Goldstücken entgegen. — Gnädige, Hochgeborene, Hochwürdige und Wohlgeborene Herren — sprach Nicolaus Wierzynek, der seltene Gastgeber. — Die Einladung meines königlichen Herrn zur Vermählung seiner ehrbaren und erlauchten Grosstochter mit des Kaisers allerdurchlauchtigster Gnaden hat euch zu Krakow zusammengeführt aus allerlei Gegenden der Welt, und mitunter aus weit entfernten Landen. Jeglichem hat der Herrgott das Seine bescheert an köstlichem Gewächs und Erzeugniss der Kunst. — Ihr befindet euch in einem Lande, da weder der Weinstock seine Gaben bringt, noch feines Gewürz die Luft mit balsamischen Düften schwängert, und so mag das, was ich Euer Gnaden aufzutischen mich unterfangen, euch nicht fremd gewesen und in den eigenen Reichen und Landen schon besser vorgekommen sein. — Doch wie Gott seine Sonne scheinen lässt in allen Zonen, hat er auch jeglichem Boden Gutes und Nutzbares verliehen. Polens Reichthum aber ist über der Erde das Korn, Salz und Eisen unter derselben, und dazu der Gewerbfleiss seiner Bewohner unter dem Schutze des Vaters des Vaterlandes. So ihr nun die Früchte desselben nicht verschmähet, so wollet euch bedienen mit denselben nach Belieben, so viel einem Jeden gefällt, und es annehmen als die bescheidene Gabe eines hanseatischen Bürgers, und des geringsten einen unter den Unterthanen Kasimir's Piost, meines gnädigsten Herrn, den Gott erhalten möge! — Darauf ward Jedem der Gäste die Schüssel dargereicht nach der Rangordnung, in welcher

sie sassen, nur Kasimir selbst nicht, dem König von Polen. Man behauptet, Karl von Luxemburg, dem die Geschichte seiner Zeit eine absonderliche Zuneigung zum gemünzten Golde zuschreibt, habe einen kaiserlichen Theil des Nachtisches an sich genommen, auch seine Kaiserin habe, obschon bescheidenlich und mit gespitzten Fingern, von dem harten, doch nicht unleidlichen Confect zugehakt; der König von Cypern, zufrieden mit der Genügsamkeit Ludwigs von Anjou, der, die beobachtenden Augen des Oheims scheuend, mit vornehmer Gleichgültigkeit nur eine Handvoll des glänzenden Metalls an sich nahm, der König von Cypern habe auf Kosten der Schüssel seinem etwas zusammengeschrumpften Reiseseckel eine rundlichere Gestalt gegeben; Woldemar von Dänemark hundert Goldstücke mit grosser Bedächtigkeit abgezählt, der Herzog von Oppeln, dem Beispiele seines Verwandten folgend, nur ein einziges von seltenem Gepräge erkoren, worauf von den Herzögen von Baiern, Schweidnitz, Pommern und Masovien tüchtig zugegriffen worden, und der letzte Rest in den weiten Aermeln und geräumigen Brusttaschen der Kardinäle verschwunden sei, ohne dass die Diener die Mühe gehabt hätten, sie bei den Nebentafeln herumzubieten, trotz der zuerst sehnüchtigen und dann trostlosen Blicke, welche die an ihnen sitzenden Prälaten und Herren der rasch aufgeräumten Schüssel zuwarfen.

„Wie nun die reiche Gabe vertheilt war, wendete sich Kasimir der Grosse, geschmeichelt und erfreut durch die edle Freigebigkeit des hochherzigen Kaufherren und die

sowohl verdiente als einfach kräftige Lobrede, mit sanfter bewegter Stimme zu ihm, voll Freundlichkeit das Auge auf ihn richtend, in dem eine Thräne wahrhaft königlicher Rührung glänzte: — Ei fester Lagoda Wierzynek, wie habt ihr, der Unsere erlauchten Gäste so wohl bedacht, Uns doch übergehen mögen? Sind Wir euch minder werth denn die Uebrigen, dass ihr Uns unbegabt zu entlassen gedenkt? — O mein hoher Herr — antwortete Nicolaus, indem er sich tief verneigte — Ihr seid hier nicht Gast, Ihr seid dieses Hauses Herr, und wie möchte ich Euch begaben, der ich selbst nur eigen bin mit Allem, was ich habe? Doch hätt' ich ein Geschenk, Euch zu Füßen zu legen, das Euer Gnaden nicht unwürdig ist, obschon glanzlos, wie die schönste Tugend des Fürsten, wie die treue Sorge für die, die ihm der Himmel vertraut, denn es vereint das Bild Eures Wirkens und dessen, dem Ihr nachahmt auf Erden. — Hier nahm er das Kästchen auf dem Purpurkissen aus den Händen des Dieners und überreichte es kniend dem Herrn. Viele unter den Anwesenden blickten neugierig hin und meinten, jetzt werde das Köstlichste kommen; doch was der König hervorzog, war nichts, als eine aus reifen, bis in die späte Jahreszeit wohl erhaltenen Kornähren geflochtene Kette, und ein einfaches Kreuz war an derselben befestigt. Der Kornähren Deutung aber verstanden die Gegenwärtigen gar wohl, und das Kreuz war vom Holze dessen, das einst auf Golgatha stand.“

Kasimir der Grosse gefiel sich ganz besonders darin, Krakau zu verschönern. Das alte Schloss, welches früher meistens aus Holz bestand, liess er von Steinen aufbauen, gründete mehrere Kirchen, legte an der Weichsel einen Garten an, Namens Zwiercyniec (Thiergarten), desgleichen den Palast Lobzów. Letzteres Gehöfte soll seinen Namen von deutschen Fürsten bekommen haben, welche die innere Eleganz des kleinen Schlosses, die netten äusseren Anlagen, so wie die schöne Esther, welche dort mit Kasimir wohnte, gar nicht genug loben konnten. Es entstand also der Name Lobes-Hof, welcher endlich mit Lobzów polonisirt wurde. — Wie bevölkert übrigens Krakau jener Zeit war, mag daraus hervorgehen, dass eine im Jahre 1360 herrschende Pest 20,000 Menschen dahin raffte, und es doch nicht aufhörte, eine der blühendsten Städte zu bleiben. Im Jahre 1430 ungefähr trat es dem mächtigen Hansa-Bunde bei, und enthielt damals gegen 80,000 Bewohner, dabei viele Fabriken und Handwerker. Zu seinem Glanze trug besonders bei, dass sich die reichen Handlungshäuser Fugger, Bethmann und Turza hier niedergelassen hatten, deren ausserordentlicher Reichthum aus den ungemein umfassenden Geldgeschäften hervorgeht, die sie mit der Krone und Magnaten abschlossen. Jener Zeit sagte man: *sola Cracovia est Polonia!* Unter die Zahl der Krakauer Geldmänner gehörten ferner: Mornstein, welcher in seinen eigenen Schiffen nach Spanien und England Handel trieb; Johann Bonar, der mit grossen Schätzen sich aus Deutschland nach Polen übersiedelte, unter der Regierung Siegmund I.

königlicher Schatzmeister wurde, wieder Ordnung in die Finanzen brachte und neuerdings die Münze in Thätigkeit setzte; ferner Severyn Schwartz, welcher auf einige Zeit Inhaber der Wieliczka'er Salzwerke war.

Im Jahre 1498, nachdem die Polen in der Bukowina eine empfindliche Niederlage erlitten hatten, machte der Wojewode der Wallachei, Stephan, an der Spitze der Wallachen, Tartaren und Türken einen Einfall ins Land bis an die klein-polnische Grenze. Bei der herannahenden Gefahr wurde Krakau zweckmässig befestigt, um sich dieser wilden Horden zu erwehren, das Florianer Thor wurde erbaut, die Stadt auf der Nordseite bestens gesichert, und so kam dieselbe ohne Schaden durch.

Die späteren Jagellonischen Könige hatten nach wie vor eine grosse Vorliebe für Krakau und bekümmerten sich um dessen Wohl; mit ihrem Ableben ging aber auch der Stern der Stadt unter, und unter den Wahlkönigen sank sie tiefer und tiefer. Einen besonders argen Stoss erlitt sie dadurch, dass Siegmund III., König von Polen und Schweden, um letzterem Lande näher zu sein, im Jahre 1610 die Residenz von Krakau nach Warschau verlegte. Eine Menge wohlhabender und reicher Familien, die an das königliche Hoflager gekettet waren, Künstler, Kaufleute und Handwerker folgten dem Könige, und man kann sagen, dass dieses der erste Schlag war, welcher Krakau's Wohlstand traf. Die nachfolgenden Könige untergruben denselben immer mehr und mehr, und es ist kaum glaublich, welche grosse Summen die Schweden von Krakau zu ziehen wussten, wobei es noch alle Lasten

der Einquartierung, Verpflegung und Equipirung der Truppen zu tragen hatte. Im Jahre 1655, unter der Regierung des Königs Carl August, liess Stephan Czar-nieczki, als sich die Schweden der Stadt näherten und sich derselben bemächtigen wollten, alle Vorstädte verbrennen, um dem Feinde die Eroberung zu erschweren; bei dieser Gelegenheit wurde auch ein wesentlicher Theil der innern Stadt eingeäschert. Krakau musste sich aber doch ergeben und durch die Summe von 160,000 Reichsthalern von Plünderung loskaufen. Der schwedische Oberst Wirtz blieb mit einer starken Garnison 2 Jahre in der Stadt liegen, zu deren Unterhaltung Krakau monatlich 6000 Thaler hergeben musste. Unter der Regierung Karl XII. litt sie auch ungemein; eine Einquartierung folgte der andern, fast unerschwingliche Kriegssteuern wurden erhoben; auf seinen Befehl wurde auch das Zeughaus ausgeräumt; 1702 verbrannte auch das Schloss, oder richtiger gesagt, es brannte aus. Auf diese Weise kam Krakau immer mehr herunter; 1708 standen schon viele Häuser leer, nachdem die Bewohner den schrecklichen Kriegslasten erlegen waren, oder sich anderswohin übersiedelt hatten. Um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, verkaufte der Magistrat alles Eigenthum der Stadt von nur einigem Werthe, ja er eignete sich sogar alle Deposital- und Waisengelder zu. Die Schützengilde hatte aus uralten Zeiten einen aus edlen Metallen zierlich gearbeiteten Hahn zum Emblem, auch dieser wurde zu jener Zeit für die Summe von 2700 Tümpfen versetzt. So kam es, dass im Jahre 1787 im Innern der Stadt nur

539 Häuser bewohnt waren; 9449 Seelen bevölkerten die entvölkerte Stadt. Endlich kam sie 1796 unter das österreichische Scepter, und verblieb demselben bis 1809. Sie wurde Gouvernementsstadt, der Sitz zahlreicher Behörden, die Zahl der Einwohner stieg reissend, Handel und Handwerke blühten, und man erinnert sich noch heute „der guten österreichischen Zeiten.“ Die Regierung muss jedoch dringendere anderweitige Ausgaben oder ein Vorgefühl gehabt haben, dass Krakau nicht lange in österreichischen Händen bleiben werde, denn sie that wenig oder gar nichts für die in Trümmer fallenden öffentlichen Gebäude, deren Wiederherstellung erst jetzt allmählig erfolgt.

Krakau in der Gegenwart.

In Folge eines Supplementtractats auf dem Wiener Congresse im Jahre 1815 wurde Krakau mit 3 Städtchen und 224 Dörfern in eine Republik umgewandelt. Sie nennt sich: „Die freie, unabhängige und streng neutrale Stadt Krakau mit ihrem Gebiet.“

Der König von Preussen und die Kaiser von Oesterreich und Russland sind die Schutzmächte dieses Ländchens, welches von diesen drei Reichen eingeschlossen wird. Es umfasst ungefähr 20 Quadratmeilen mit 142,000 Einwohnern, deren also 7100 auf die Quadratmeile kommen.

Die Stadt selbst hat eine Bevölkerung von 40,891 Menschen, worunter allein 11,939 Juden; mit den Vorstädten besteht dieselbe aus 1863 Häusern.

Erste Behörde ist der regierende Senat; im Jahre 1833 wurde die Constitution durch eine Specialcommission der drei Schutzmächte reorganisirt und nach derselben soll fortan der Senat bestehen aus einem Präses, welcher alle 3 Jahre ernannt werden soll, so wie aus 8 Senatoren, deren zwei beständig im Amte bleiben, sechs aber alle drei Jahre neu gewählt werden. Zum Glück für Krakau besteht der jetzige Senat aus den achtbarsten und aufgeklärtesten Männern, welche auch nach Ablauf der stipulirten 3jährigen Functionen im Amte geblieben sind. Der Präsident Schindler ist ein Geistlicher; er kam vor wenigen Jahren als Professor an die Universität. Rasch stieg er von Stufe zu Stufe, er wurde Domherr, Senator und zuletzt gar Präsident, die höchste Stellung, welche er in der Republik Krakau einnehmen kann. Anfangs, als er eben diesen hohen Posten übernommen hatte, waren sogar Leute, die dem edlen Manne näher standen, sehr besorgt, dass er denselben nicht zum Nutzen Krakau's ausfüllen dürfte, wie es denn überhaupt für jeden Geistlichen (Schindler ist es), der doch die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse mancher Art nur vom Hörensagen kennt, eine schwierige Aufgabe sein muss, die Zügel einer Landesregierung gut zu führen. Namentlich in Krakau ward das dem Manne sehr schwer; so mancher alter Schaden war zu heilen, die verschiedensten Anforderungen zu beseitigen; aber besonders ist die

Einwohnerschaft aus zu vielen Elementen zusammengewürfelt, um in ihren Ansichten, Wünschen, Urtheilen und Bedürfnissen nur einigermassen im Einklange zu sein. Am meisten fürchtete man bei Schindler eine pfäffische Regierung, gewiss das Traurigste, was es auf der Welt geben kann, aber gerade hierin irrte man sich am meisten; Krakau's Interesse wurde oft von ihm gegen den Clerus verfochten, ja er griff sogar zum Besten der Stadt hin und wieder zu Mitteln, die mancher absolute König nur zögernd angeordnet haben würde. Seit der 3jährigen Präsidentschaft Schindlers hat sich Krakau ungemein verschönert; eine weise Sparsamkeit macht es ihm möglich, alle seine Pläne, wenn auch nur nach und nach, auszuführen, und wer seit 5 Jahren Krakau nicht gesehen hat, erkennt es heute kaum wieder. Die Stadt ist jetzt fast durchgängig mit Kanälen versehen, weit besser gepflastert, als es früher der Fall war, das alte ehrwürdige Tuchhaus steht beinahe ganz von den alten elenden Buden befreit, von denen es umringt und verunstaltet war. Sie besitzt jetzt ein den Anforderungen der Zeit entsprechendes neugebautes Theater, eine steinerne Brücke über die Weichsel ist ebenfalls im Entstehen begriffen, auch ist alle Hoffnung vorhanden, dass die alte Ruine, welche mitten in der Grodzker Strasse dicht bei dem Senatsgebäude liegt, und lange Zeit als Skandal dagestanden hat, jetzt abgebrochen und an deren Stelle ein elegantes Haus gesetzt wird.

Der Präsident Schindler ist ein schöner Mann in den vierziger Jahren, mittleren und schlanken Wuchses, er

trägt langes Haar, welches ihm nach altddeutscher Sitte in langen Locken den Rücken herabwallt, so dass seine hohe kluge Stirn und freundlichen Augen besonders markirt hervortreten. In den letzteren liegt ein besonderer Zauber, er scheint damit in der Seele des Anderen lesen zu können; jedoch erregt sein Blick durchaus keine Befangenheit. Für Jedermann ist er zu sprechen, gegen Jeden ist er gleich freundlich. Herr Schindler ist ein Galicier und kam aus Czernowitz nach Krakau. Im Allgemeinen haben die in den hiesigen Staatsdienst getretenen Oesterreicher kein Glück; über kurz oder lang geben sie fast immer den inne gehaltenen Posten wieder auf, und häufig unter recht ärgerlichen Umständen. Ueber Herrn Schindler ist jedoch hier noch nie eine Klage laut geworden, obschon es ihm bei seiner raschen Carrière und hohen Stellung sicher nicht an Neidern fehlen mag. Dabei ist er ein vortrefflicher Finanzier, denn bei seinem Antritte der Praesidentschaft im Jahre 1838 betrug die Einkünfte Krakau's nur etwa 1,800,000 poln. Gulden, während er sie jetzt durch eine weise Vertheilung der Abgaben, über deren Steigerung Niemand klagt, auf ungefähr 2,200,000 Gulden gesteigert hat.

Freilich hat Krakau noch so manche Uebelstände, deren Abhülfe bis jetzt in nichts weiter als frommen Wünschen besteht; mit der Zeit wird sich aber Alles anders machen, und wenn ich hier und da ein wenig kritisire, so geschieht es nicht, um bösen Leumund zu machen, oder aus einer sonstigen bösen Absicht, sondern ich will dasjenige aufdecken, was anders und besser sein könnte.

Die Militairmacht Krakau's besteht aus etwa 500 Mann, mit Einschluss von 50 berittenen Gensdarmen. Offiziere und Gemeine sind aus der österreichischen Armee in den Dienst der Republik übergetreten, und tragen auch deren Farben, welcher Umstand von manchem Spassvogel recht witzig ausgebeutet worden ist. Früher zählte das Militair Krakau's nur Eingeborene, aber nach dessen Besetzung im Jahre 1836 durch die Oesterreicher, Preussen und Russen wurde dasselbe aufgelöst und in seiner jetzigen Gestalt eingeführt. Die Soldaten sind gut gekleidet und werden gut besoldet, haben aber einen sehr ermüdenden Dienst, weshalb viele Krankheiten vorkommen. Sehr zweckmässig sind die durch sie unterhaltenen Strassenposten, ganz nach Art der Budnik's in Warschau und St. Petersburg, nur haben sie nicht die hölzernen Buden der letzteren, wo sie sich bei strengem Froste auf eine Minute wärmen, oder bei heftigem Regen eintreten könnten. Diese Posten patrouilliren Tag und Nacht in einem kleinen ihnen angewiesenen Bezirk, verhindern jeden Strassen-Tumult, entfernen jeden Berauschten, und ihnen hat man es ohne Frage zu verdanken, dass man hier von wenig oder gar keinen nächtlichen Einbrüchen hört. Die Offiziere sind als Fremde aus naheliegenden Gründen in Krakau nicht recht beliebt, auch unter einander vertragen sie sich nicht, und es gab eine Zeit, wo fast immer 2 oder 3 dieser 11 Herren bei den Profosen in Arrest sassen. Auch sind mehrfache Vergehen, die in Preussen mit Degradation und Festungsarrest bestraft würden, unter ihnen vorgekommen.

Ich sprach oben von der Besetzung Krakau's durch die Oesterreicher, Preussen und Russen. Die traurige Veranlassung dazu war folgende. Gleich nach der Revolution begaben sich viele polnische Flüchtlinge dahin, theils um doch wenigstens in Polen zu bleiben, theils des billigen Lebens, besonders aber wohl verwandtschaftlicher Verhältnisse halber, so wie wegen des leichteren Verkehrs mit den zurückgebliebenen Ihrigen. Diese Leutchen wurden hier geduldet, ihre Zahl vergrösserte sich immer mehr durch Zuwachs aus Frankreich u. s. w., ihr Betragen war in jeder Beziehung genügend, und sie wurden von den hiesigen Einwohnern sehr gern gesehen. Plötzlich wurde aber einer von ihnen, der kurz zuvor von Paris angekommen war, auf eine schreckliche Weise ermordet. Seinen Leichnam fand man unberaubt, nichts von seinen Kostbarkeiten war genommen, und es war offenbar ein Act der Rache an dem Unglücklichen begangen worden. Die allgemeine Stimme bezeichnete ihn als einen Spion im Dienste Russlands, er wurde deshalb gar nicht sonderlich bedauert, im Gegentheil man hielt die empfangene Strafe für gerecht. Kaum war der Vorfall nur einigermaßen vergessen, so ereignete sich ein zweiter Mord an einem gewissen Czelak, und dieses führte zu den wichtigsten Ereignissen. Czelak war ein naher Fünfziger, und ging, je nachdem ihm das Glück lächelte, bald übertrieben elegant, bald ganz schmutzig gekleidet. In der besseren Gesellschaft konnte er wegen seiner Rohheit niemals Zutritt ansprechen. Sein Hauptgeschäft bestand darin, die aus Polen entwichenen Militairpflichtigen anzuzeigen

und dafür die auf dergleichen Denunciationen bestimmten Prämien zu erlangen. Dieser Unglückliche kam aus dem Königreiche Polen nach Krakau, gab sich als einen am letzteren Orte Geborenen aus, und eröffnete auf dem Ringe nahe am Tuchhause eine Bude, worin er Tabak u. s. w. verkaufte, ganz nach Art der russischen Kacapen hinter dem eisernen Thore in Warschau. Sei es nun Hang zur Intrigue, oder wurde er durch Nahrungssorgen dazu veranlasst, kurz er fing an zu schwindeln, rühmte die Ausdehnung seiner Verbindungen in St. Petersburg und Warschau, und wusste verschiedenen Leuten, die dort schwierige Angelegenheiten zu besorgen hatten, Summen herauszulockèn unter dem Versprechen, dass er sich derselben annehmen, und durch seine hohen Gönner zu einem guten Ausgange führen werde. Auch mit den hier so zahlreichen Schmugglern trat er in Verkehr; bald unterstützte er sie gegen eine kleine Belohnung, bald suchte er sich durch angebotene Denunciation von ihnen Geld zu verschaffen. Die Betheiligten schlugen endlich wegen dieser Prellereien an die grosse Glocke, Czelak gerieth in die verschiedenartigsten unangenehmen Verwickelungen, und musste täglich erwarten, dass eine gesetzliche Strafe über ihn verhängt werde. Dabei war er sehr elegant gekleidet, hing sich Orden an, die ihm im ganzen Leben nie verliehen worden waren, drängte sich überall auf, gleichviel ob er gern gesehen wurde oder nicht, kurzum wer etwas heller sah und klarer urtheilte, musste in ihm nur einen aufgeblasenen Geck und Industrieritter erblicken, der Politik

ganz fremd, denn solchen unbedachtsamen Händen würde die vorsichtige russische Regierung, die unter ganz anderen Köpfen die Auswahl hat, selbst das Allergeringste nicht anvertraut haben. Allein das Wort Spion war nun einmal die Loosung jener Zeit, überall wollte man deren erblicken, und häufig in Männern, die zu solchem Verdachte nie die geringste Veranlassung gegeben hatten. Auch der unglückliche Czelak wurde für einen solchen gehalten. In trauriger und ganz ähnlicher Verblendung, in der sich auch Sand einst befand, fassten 3 junge Leute den Entschluss, ihn zu ermorden, überzeugt, ihrem Vaterlande dadurch einen Dienst zu erweisen. Leider wurde der Vorsatz auch ausgeführt, Krakau kam dadurch in die grösste Aufregung: Alles wurde den, hierbei ganz unbetheiligten, polnischen Flüchtlingen zugeschrieben. Die drei Schutzmächte glaubten das Ländchen der Anarchie verfallen, es wurde von ihren Truppen besetzt, die armen Flüchtlinge Knall und Fall entfernt, der Senat einem österreichischen General untergeordnet, und ein österreichischer allzu eifriger Polizeibeamter, der überall Verrath und Revolution witterte, trug durch seine harten Massregeln dazu bei, die in Krakau herrschende Bestürzung unendlich zu vergrössern. Zuerst zogen die Oesterreicher unter dem Commando des Generals Kauffmann in das ganz ruhige Krakau ein, welches an keinen Widerstand dachte. Allein dieser Offizier hielt doch das Unternehmen für höchst gefährlich. Einige erzählen, dass er in Podgórze, bevor er die Weichsel überschritt und das Krakau'sche Gebiet betrat, gebeichtet und sein Testament gemacht

habe. Thatsache aber ist, dass er dieselbe Vorsicht anwendete, als hätte er den grimmigsten Feind vor sich. Die ruhigen, fast menschenleeren Strassen durchforschte zuerst die Cavallerie und berichtete alle Minuten, was sie gesehen, oder vielmehr nicht gesehen hatte. Ihr folgten die Plänkler; die Kanoniere gingen mit brennenden Luntten neben den geladenen Geschützen, und so dauerte dieser militairische Spaziergang von der Weichsel bis zum Ringe mehrere Stunden, zur grossen Belustigung einiger witzigen Krakauer, welche später die Eroberung ihrer Vaterstadt eben so launig als sarkastisch in Versen beschrieben.

Der General Kauffmann nahm, nachdem er Krakau erobert, sein Quartier im Hause der Gräfin Polocka. Mehrere Monate später und erst dann, als diese Dame die Vermittlung des Fürsten Metternich in Anspruch genommen, musste der tapfere General das Haus räumen und zog in ein Eckhaus der Weichselgasse gegenüber, welches „zum Hasen“ benannt wird.

Den Oesterreichern folgten die Russen und Preussen, die sich jedoch nur ganz kurze Zeit aufhielten.

Preussen sandte eine kleine Abtheilung Cavallerie. Als diese auf dem Zwierzyniec am Fusse des Kościuszko-Hügels angekommen war, liess der commandirende Offizier Halt machen, erklärte seinen Soldaten, was für ein braver Mann dieser General gewesen sei, und dass ihm seine Landsleute nach alter polnischer Sitte diesen Hügel als Denkmal errichtet hätten. Darauf liess er dessen Andenken zu Ehren das Gewehr präsentiren, die Fanfaren stimmten den Kościuszko-Marsch an, und so zogen endlich

die braven Reiter unter dem Jubel der erstaunten Krakauer in die Stadt ein. — Der Abstand zwischen dem Benehmen der Preussen und der Oesterreicher wird noch heute belacht, besonders weil die Laune des Schicksals es wollte, dass der General Kauffmann in einem Hause, genannt *pod zaiqcem* (unter dem Hasen), Quartier nahm.

Dem Fremden fällt in Krakau noch ganz besonders das auf, dass fast alle Häuser mit Schindeln gedeckt sind, ja dass selbst die schönsten Paläste keine Ziegelbedachung haben. Die Stadt hat von grossem Glück zu sagen, dass die hin und wieder ausbrechenden Feuersbrünste unter diesen Umständen nicht verheerender sind, als es zeither der Fall war, und es wären deshalb gesetzliche Bestimmungen zur Abhülfe dieses Uebelstandes gewiss sehr wünschenswerth.

Ich gehe nun zu einer kurzen Beschreibung der Merkwürdigkeiten Krakau's und seiner Umgebung über, möchte aber einem jeden Fremden anrathen, bevor er dieselben in Angenschein nimmt, sich etwas mit der polnischen Geschichte bekannt zu machen. Das Interesse wird dabei nothwendigerweise ungemein erhöht.

Das Schloss.

Muthmasslich gegründet von Krakus, Herzog von Chrobacien, und belegen auf dem linken Ufer der Weichsel. Dessen Geschichte habe ich im Auszuge bis zum Jahre 1702 geliefert, wo es von den Schweden verbrannt wurde und in jenen schweren Zeiten nicht gleich wieder hergestellt

werden konnte. Zur Ruine geworden, kam es immer mehr in Verfall, obschon der Zahn der Zeit eigentlich an nichts Wesentlichem mehr zu nagen hatte. Ueber den Brand und dessen Folgen berichtet man:

„Durch jenes unglückliche Feuer schmolz die ganze kupferne Bedachung, die Tragebalken, Fenster und Dielen verbrannten, an manchen Stellen durch alle Stockwerke hindurch. Durch die Hitze sprangen die Vorthüren, Kamine, marmornen Fussböden, Colonnaden und steinernen Stiegen. Die Schornsteine stürzten ein, durchbrachen die Gewölbe sammt Tragebalken, und füllten mit ihrem Schutte die Gemächer.“

Die ganze polnische Nation wurde durch dieses Unglück aufs schmerzlichste berührt, und äusserte in einem antlichen, an die Regierung gerichteten Acte Folgendes:

„Vor unseren Augen liegt nur noch ein trauriger Schutthaufen des Krakauer Schlosses, wo unsere Könige das Zeichen ihrer Herrscherwürde empfangen, und wo die Reichskleinodien als Pfand der Freiheit in Sicherheit aufbewahrt wurden.“

Wie schon erwähnt, konnte während des Krieges mit Karl XII. nicht an die Wiederherstellung des Gebäudes gedacht werden. Was das Feuer verschont hatte, fiel als Opfer der Stürme und Regengüsse. Von Zeit zu Zeit wurde der König dringend ersucht, etwas für das Wiederaufbau zu thun, auf jedem Landtage nahmen sich die Krakauer Landboten der Sache kräftig an, es blieb aber trotz dem 24 Jahre als Ruine liegen, bis endlich 1726 auf dem Reichstage zu Grodno

bestimmt wurde, dass bis zur nächsten Versammlung desselben jährlich 30,000 poln. Gulden auf dessen Reparatur verwendet werden sollten. Unter der Controle des damaligen Bischoffs Szaniawski, welcher aus seinem eigenen Fonds noch wesentliche Zuschüsse machte, gab man dem Schlosse wenigstens die äussere Gestalt wieder, und reparirte es wesentlich aus.

Dennoch scheint man jener Zeit nur halbe Massregeln anzuwenden im Stande gewesen zu sein. Schon im Jahre 1758 machte der königliche Unterkanzler Michael Wezicki einen kläglichen Bericht über den elenden Zustand des Schlosses an den König, welcher aber keine Beachtung gefunden zu haben scheint.

Im Jahre 1768 erregte dieses alte ehrwürdige Gebäude neuerdings die Aufmerksamkeit des Landtages, auch der König Stanislaus August interessirte sich dafür, und man erliess eine Verordnung, dass Fonds zu dessen Herstellung angewiesen werden sollten. Das war aber Alles, es blieb bei dem guten Willen, und das Schloss verfiel mehr und mehr. Der genannte König liess es zwar vor seiner im Jahre 1787 erfolgten Anwesenheit in Krakau durch seinen Hofbaumeister Merlini etwas herstellen, doch beschränkte sich diess nur auf Instandsetzung der Zimmer im 2ten Stockwerke, welche zur Aufnahme des Monarchen und seines Hofes bestimmt waren. In der letzten Periode der Regierung eben dieses Fürsten fing man an unter Aufsicht des Generallieutenant Herzog von Württemberg und zweier Ingenieuroffiziere seine westliche Seite zu befestigen;

die Vollendung wurde aber durch das Zusammentreffen mannigfacher Vorfälle verhindert.

Unter diesen Umständen wurde das Schloss selbst immer baufälliger, ein sprechender Beweis, dass hienieden nichts von ewiger Dauer ist. Dem fühlenden Patrioten ging es gewiss durch Mark und Bein, wenn er jenes Denkmal, welches ihn an die frühere Grösse Polens, die Macht der Könige und den Reichthum des Landes erinnerte, mehr und mehr seinem Ende entgegen gehen sah. Wohl selten knüpfen sich an ein Gebäude ähnliche historische Erinnerungen; die mächtigsten Monarchen der Erde wohnten dort, und ihr Wort galt in halb Europa als Befehl; Kaiser und Könige waren in demselben bald freiwillige, bald unfreiwillige Besucher; dort wurden Kriege beschlossen, in Folge deren die grössten Umwälzungen entstanden; Frieden und der Klang des Wortes erschallte tausend Meilen weit.

Der eigentliche königliche Palast im Schlosse, der beinahe den dritten Theil des Berges Wawel einnimmt, besteht aus zweistöckigen Gebäuden, die auf Pfeilern ruhen. Sie bilden ein Viereck mit einem geräumigen Hofe, sind aber jetzt aller ihrer Zierden beraubt.

Hier trug sich auch im Jahre 1772 eine unerhört kühne, doch im Auslande wenig bekannte Waffenthat zu. 500 Verschworene verliessen in der Nacht vom 2. Februar das nahe gelegene Tyniec unter der Anführung französischer Offiziere und unter dem Hauptcommando des Brigadier Choisi. Sie näherten sich, in Einverständniss mit den Bürgern, unbemerkt dem von Russen besetzten

Schlosse, und 53 Mann, denen später noch der Major Saillant mit einer ähnlichen Anzahl Soldaten zu Hülfe eilte, stahlen sich durch einen in der Vorstadt Rybaki ausmündenden Kanal nach Ueberwindung unerhörter Schwierigkeiten bis aufs Schloss hinauf, überrumpelten die Garnison, nahmen dieselbe gefangen, und bemächtigten sich desselben angesichts einer bedeutenden in Krakau stehenden Waffenmacht. Die Tapfern hielten sich drei Monate, indem sie eine Menge Stürme abschlugen, die durch den berühmten, oder berüchtigten, Suwaroff angeführt wurden; da aber kein Entsatz erfolgte, mussten sie am 22. April capituliren, nachdem an Lebensmitteln und Munition der drückendste Mangel eingetreten war.

In der neueren Zeit überliess man einen Flügel des oben erwähnten Vierecks der Benutzung des hiesigen Wohlthätigkeitsvereins, welcher dort gegen 300 Arme, Invaliden und Krüppel unterhält. Von diesen wird jetzt ein Theil der früheren königlichen Gemächer bewohnt. — Welcher Stoff zum Nachdenken!

Die berühmte und schon früher besprochene Drachenhöhle befindet sich auf der westlichen Seite des Schlosses im Felsen des Berges Wawel. Im Jahre 1831 wurde der Eingang, bei Gelegenheit einer Reparatur an den äusseren Mauern, verschüttet, 1842 aber wieder aufgegraben und wesentlich erweitert. Sie hat 60 — 70 Schritt Länge, nimmt einen bedeutenden Raum ein, ist trocken, und erregt durch die seltsame Gestaltung des Gesteins die Aufmerksamkeit der Geognosten.

Auch ist nicht zu vergessen der berühmte Hahnentritt, von welchem merkwürdigen Gemach, mit Recht das Belvedere der polnischen Könige genannt, man unrichtig annimmt, dass es erst von Siegmund August erbaut worden ist. Es liegen nämlich Beweise vor, dass genanntes Zimmer schon 100 Jahre früher mit diesem Namen belegt wurde; ja schon Kasimir der Jagellone hielt in demselben seinen Reichsrath.

Dieses Gemach besass früher 6 Fenster, von denen aber in neuerer Zeit 3 vermauert worden sind. Aus demselben hat man nach drei Seiten eine unbeschreiblich schöne Aussicht: die Stadt, mit ihren Vorstädten umgeben, liegt zu unseren Füßen, während rechts und links das Auge entzückt auf den gesegneten Fluren ruht. — Der Name entstand deshalb, weil dieses Zimmer bei seiner hohen Lage vom 21. Decbr. bis zum 3 Königsfeste durch die Strahlen der aufgehenden Sonne schief beleuchtet ward, und zwar der Art, dass bei der Zunahme des Tages der darauf fallende Lichtstrahl allmählig um die Länge eines Hühnertritts vorrückt; daher kommt auch das polnische Sprichwort: *Już przybyło dnia kurzą stopę.*

So wesentlich sich auch während der österreichischen Regierung (1796 bis 1809) Krakau im Allgemeinen gehoben haben mag, so hat doch das Schloss während dieser 13jährigen Periode ungemein gelitten. Man bemächtigte sich aller Vergoldungen und Stuccaturarbeiten, die nur einigermaassen nicht niert- und nagelfest waren, und sandte sie nach Wien. Denselben Weg schlugen auch

die grossen prachtvollen Fensterscheiben aus Spiegelglas von seltener Stärke ein, die man in Laxenburg verwendet haben soll. Man richtete das Schloss als Caserne und Lazareth ein; der leichteren Beheizung wegen verkleinerte man die majestätischen Fensteröffnungen der Art, dass sie sich jetzt fast wie Schiesscharten ausnehmen und dem ganzen Gebäude ein trauriges Ansehen geben. Man könnte es von weitem fast für ein Gefängniss halten. Auf dem zweiten Schlosshofe rissen die Oesterreicher, vermuthlich um Raum zu einem Exerzierplatze zu gewinnen, zwei dort befindlich gewesene Kirchen, dem heil. Michael und dem heil. Georg geweiht, vom Grund aus ein.

Vor wenigen Jahren besah ein österreichischer General das Schloss, wobei ihm ein alter, mit allen Localitäten wohl bekannter Pole als Cicerone diente. Derselbe wurde endlich auch neugierig, die Zimmer zu sehen, welche früher den Königen als Wohnung gedient hatten. Der alte Mann zeigte ihm dieselben; sie mögen sich in dem kläglichsten Zustande befunden haben, denn der General schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief voller Erstaunen: „Also hier haben eure Könige gewohnt?“ „Ja,“ war die Antwort des bejahrten Patrioten, „jener Zeit waren aber noch keine Oesterreicher da gewesen.“

Was für Augen würde wohl Kasimir der Grosse machen oder die anderen älteren polnischen Könige, welche in Glanz und Herrlichkeit auf dem Schlosse residirten, wenn sie vom Tode aufwachten und auf kurze Zeit ihren

früheren geliebten Wohnsitz beträten! Wo sie sonst in Macht und Ueberfluss hausten, fänden sie jetzt Krüppel aller Art, Schmerzenslager armer Elenden, deren Dasein nach wenigen Athemzügen aufhört. Die frühere Pracht der Gemächer ist verlöscht, die Wände und Decken, früher von Gold und den Meisterwerken italienischer Künstler strotzend, sind schwarz und verrusset, der Fussboden, wo die zierlichen Füße der polnischen Damen die noch zierlicheren alt-polnischen Tänze aufführten, liegen fingerdick mit Schmutz bedeckt, auf dem sich Lahme und Gichtbrüchige mühsam an Krücken herumschleppen. — Alles hat die Zeit geändert, dieser Riese, dessen gewaltigem Flügelschlage nichts zu widerstehen vermag.

Die eben ausgesprochene Idee des Wiedererwachens der alten polnischen Könige erinnert mich an eine nahe verwandte Anekdote, die ich in der Weise wieder erzähle, wie ich sie in meinem Gedächtniss noch aufzufinden vermag. — Ein junger deutscher Fürst begab sich mit zahlreichem Gefolge zu seiner Ausbildung auf Reisen und langte endlich auch in Italien an, ein Land, welches in seinen Schicksalen und seiner Geschichte so vielfache Aehnlichkeit mit Polen hat. In der damaligen Sitte lag es, dass in den Lustspielen immer ein Deutscher als der Geprellte und Betrogene vorkam, als Tölpel im höchsten Grade, Zielscheibe der plumpesten Witze, Fresser und Saufaus im höchsten Grade. Der Fürst, ein Liebhaber des Theaters, musste natürlich zum bösen Spiel gute Miene machen, und nahm alle die Scherze ruhig auf, welche seine italienischen Freunde, die in jenen Aufführungen

ein mehr oder weniger getreues Bild deutscher Sitten zu sehen glaubten, sich gegen ihn erlaubten. Am Tage seiner Abreise wollte er aber sich Genugthuung verschaffen, und das that er auf eine sehr eigene Art.

Er lud nämlich seine Bekannten zu einem von ihm entworfenen Lustspiele ein, welches „das Gefolge im Gasthofs“ aufführte. — Der Vorhang ging auf, und man erblickte den alten Cicero in der zu seinen Lebzeiten üblichen Kleidung vor einem Tische sitzend und sich reckend, wie nach einem langen Schläfe. Sein Arzt hatte ihm nämlich Opium verordnet, sich aber dabei entweder verschrieben, oder der Apotheker hatte sich in dem Gewicht vergriffen, kurz der arme Cicero bekam statt eines Grans eine Unze, und mit diesem Mass im Leibe war es kein Wunder, dass er 2000 Jahre geschlafen hatte.

Eben war Cicero aufgeweckt, als ein Fremder, der eben von einer Reise kam, in sein Zimmer trat; vielleicht war es ein zudringlicher Würzburger jüdischer Weinhändler, vielleicht aber auch ein ganz bescheidener Mann, der sich nur in der Thürnummer geirrt hatte. Die fremdartige Kleidung und viele Theile seines Gepäcks erregten Cicero's Verwunderung, er hiess ihn setzen, erkundigte sich, was für ein Landsmann er sei und hörte zu seinem Erstaunen, dass er mit einem Deutschen spreche. Cicero musterte ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, da fiel ihm denn zuerst die schöne goldene Uhrkette seines Gastes auf. Er fragte nach dem Zwecke derselben; der Deutsche zeigte ihm nun seine Uhr, erklärte ihm auf Verlangen den Zweck, zeigte ihm ihre Einrichtung, worüber der

alte Römer ganz entzückt ward. Auf die Frage, wer denn der Erfinder dieses schönen Zeitmessers sei, antwortete der Fremde trocken: „Ein Deutscher.“ Jetzt bemerkte Cicero dessen Pistolen, und bat abermals, ihm doch zu sagen, was das für Dinger wären. Der gefällige Deutsche that dieses natürlich aufs Gründlichste, und der kluge Römer merkte bald, dass die Hauptsache dabei als fortbewegende Kraft das Pulver sei. Der Eigenthümer der Gewehre stellte in einiger Entfernung ein dickes Manuscript auf (ob Cicero's Briefe, oder dessen Werk von der Freundschaft, ist mir entfallen), zielte, drückte ab, und die Kugel durchbohrte das Heft. Cicero, voll Erstaunen, fragte wieder nach dem Erfinder dieser schwarzen tödtenden Masse, und empfing aufs Neue zur Antwort: „Ein Deutscher.“ Jetzt zog ein gedrucktes Buch die Aufmerksamkeit des römischen Gelehrten auf sich. Was es für eins war, das kann ich auch nicht sagen, setze aber bei der trefflichen Aufsicht der Jesuiten über die Censur voraus, dass es weder von Dr. Jacobi noch von Herwegh herstammte, so dass es Cicero, ohne seine Bürgertugenden in Gefahr zu bringen, nicht nur anrühren, sondern auch ansehen durfte. Das neue Product deutscher Erfindung erregte ebenfalls sein Staunen, welches sich noch wesentlich vermehrte, als ihm gesagt wurde, welcher Nation man die Buchdruckerkunst zu verdanken habe. Auf diese Weise wurden ihm nun alle deutsche Erfindungen nach einander vorgelegt; endlich aber konnte er sich des höchsten Erstaunens nicht mehr enthalten, und rief in höchster Verwunderung aus: „Wenn diese

deutschen Barbaren solche geschickte Leute sind, was muss da erst aus meinen Landsleuten geworden sein!“ — In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und ein Haufen Italiener heutiger Zeit traten ein. Zerlumpte Lazzaroni, Räuber aus den Abruzzen, in ihrem wilden Anzuge und Mordgier in den Blicken, Bärenführer mit ihren Begleitern, auf Trommeln und Pfeifen den teuflischsten Lärm machend, Bettelpfaffen, Banditen, von Blute triefend, und mehr dergleichen italienische Producte. „Grosser Cicero,“ rief der Deutsche, „sieh, das sind Deine Landsleute.“ Dabei warf er seinen Mantelsack über die Schultern, eilte davon und hatte mit seinem Fürsten schon die Stadt hinter sich, bevor die erstaunten und gekränkten Italiener sich nur einigermaßen wieder fassen konnten.

Doch ich bin ganz von dem Krakauer Schlosse abgekommen. — Ganz unversehrt ist blos noch die Kirche davon übrig, ein herrliches Denkmal alter Baukunst, zu dessen Beschreibung ich gleich unten übergehen werde.

Die Aussicht vom Schlosse ist entzückend und umfasst ein herrliches Panorama, besäet mit Dörfern, von der schiffbaren Weichsel mäandrisch durchschlängelt. Die Stadt selbst gewährt mit ihren zahlreichen Thürmen einen herrlichen Anblick, welcher noch durch die freundlichen Umgebungen erhöht wird; die Wanda-Kościeuszko und der Krakus-Hügel, Bielany und Tynieć, alles erfasst den trunkenen Blick, und wohl selten hat sich ein Herrscher einen reizenderen Punkt zu seiner Residenz auserlesen. Bei hellem Wetter ist auch das Tahagebirge mit seinem leuchtenden Schnee sicht-

bar, obschon es gegen 20 Meilen von dort entfernt ist; und ich möchte jedem Fremden, der Krakau kennen lernen will, anrathen, seine Schritte zuerst nach dem Wawel zu lenken, er wird dann so Manches, was ihn unangenehm berühren wird, wenn die sonstigen Verhältnisse des Freistaates sich seinen Augen enthüllen, leichter übersehen, denn sogar im Paradiese befand sich eine Schlange, warum sollte denn Krakau makellos dastehen?

Die Kirchen der Stadt Krakau.

Früher war deren Anzahl ungemein gross, es gab deren 115, weshalb man Krakau das zweite Rom nannte. Im Allgemeinen giebt es im nördlichen Europa keine Stadt, welche verhältnissmässig zur Einwohnerzahl so viele Kirchen und Klöster besitzt. Aber auch zur Zeit, wo Krakau in seiner grössten Blüthe und am bevölkertsten war, überstieg deren Zahl weit das wirkliche Bedürfniss. Aber das Land war reich, durch die glücklichen Kriege häuften sich bei den Grossen bedeutende Schätze auf, deren Verwendung ihnen oft Kopfzerbrechen kostete, und die Gründung von Kirchen und Klöstern wurde daher, so zu sagen, eine Epidemie; Keiner wollte sich von dem Andern in Bezug auf glänzende Ausstattung derselben übertreffen lassen. Manche weit nöthigere Massregel, die tausendfach mehr das Wohl des Landes befördert hätte, wurde umgangen, um nur einigen Pfaffen ein faules und bequemes Leben zu verschaffen.

Solche Verhältnisse wurden aber auch schon vor alten Zeiten von hellen Köpfen richtig beurtheilt. So sagt z. B. der alte Chronist Bielski in seiner Chronik der Welt pag. 364 wörtlich:

„Nun überlasse ich es dem Urtheile eines Jeden, von welcher Denkungsart (i. e. wie albern) jener Zeit die Leute waren, dass sie Kirchen gründeten und sie mit Mönchen besetzten, während sie sich ihrer Feinde, die von allen Seiten herein ins Land stürzten, nicht erwehren konnten, und von ihnen gefesselt fortgeführt wurden. Wahrscheinlich gebrach es ihnen nur zu oft an Vertheidigungsmitteln, nachdem solche wesentliche Summen auf Kirchen- und Klöster-Bauten verwendet worden waren, und dass dieses mit ungeheuern Kosten verbunden gewesen sein muss, kann jeder Unbefangene leicht einsehen. Und das geschah Alles noch zu einer Zeit, wo das Geld noch so selten war. Das wusste der Feind auch recht gut; er fiel nach Belieben ins Land ein, unbarmherzig mordend, sengend, brennend. Wären die Schätze, welche man auf die Klöster verwendet, zur Abwehr des Feindes benutzt worden, so hätte man sich seiner ungleich leichter erwehren können.“

Die vorstehenden Worte passen nur zu sehr heutigen Tages noch auf manchen Staat, dessen Monarch auch am liebsten nur über Pfaffen regieren möchte, nicht berücksichtigend, dass diese in der menschlichen Gesellschaft die Drohnen sind. Wie schnell die geistlichen Herren jedoch aus der Rolle fallen können, möge folgende in der Dorfzeitung Nr. 89 vom 1. Juni 1844 enthaltene

und in keinem öffentlichen Blatte später widerlegte Mittheilung beweisen:

„Aus Bayern. Eine lustige Geschichte! In Würzburg sind die Mönche in Aufruhr, sie haben sich ihre faulen Bäuche selbst zum grossen Lobe Gottes tüchtig zerprügelt. Man hatte aus Italien nach Würzburg Augustinermönche kommen lassen, um dergleichen Leute von ganz echtem Caliber zu besitzen. Diese theilten mit bayrischen Franziskanermönchen dasselbe Gebäude. Die Italiener waren unzufrieden, man hatte ihnen in Italien gar herrliche Vorstellungen von dem bayrischen Klosterleben gemacht; aber da war Kost und Wein, Alles unter Erwartung. Daneben die rohen, schmutzigen Franciscaner, mit denen nicht auszukommen war. Die Streitigkeiten kamen zu einer förmlichen Schlacht zwischen Augustinern und Franziskanern im Klostergebäude; man bombardirte sich anfangs mit den Folianten und Quartanten der Klosterbibliothek; dann griff man zu Stuhlbeinen; es floss heiliges Blut! Aussen ergötzte sich das Volk an dem heiligen Humor, und es hiess: „Nur brav drauf auf die dicken Köpfe!“ Der Bischoff von Würzburg erschien, ein sehr achtungswerther Mann, um Ruhe zu stiften; die Mönche aber wiesen ihm die Thüre, da ihnen blos der Bischof Reisah von Eichstädt, als General-Inspector aller bayrischen Klöster, zu befehlen habe. — Der Bischof entfernte sich, um nicht insultirt zu werden. Jetzt erschien eine Abtheilung Polizeisoldaten, sie rissen die braunen und schwarzen Kutten auseinander, und stellten die Ordnung wieder her.“

Vor 10 Jahren ungefähr gerieth ich, von Durst getrieben, in ein Schenkhaus Berlins in der Nähe des Oranienburger Thores. Dort sah ich zu meiner Verwunderung an einer schwarzen Tafel folgende Inschrift: „Man bittet Tische und Stühle ganz zu lassen, Flöten stehen hinter dem Ofen.“ Ich war neugierig, was dieses bedeuten sollte, sah mich hinter dem Ofen um, und erblickte zu meinem Erstaunen eine Partie tüchtiger Haselstöcke, die ganz füglich an der Stelle von Stuhlbeinen gebraucht werden konnten. Da nun Baiern wegen seiner 25 Franziskanerklöster eine tüchtige Partie Haselstöcke brauchen dürfte, wenn, wie es zu erwarten steht, jene Massregel des Berliner industriösen und scharfsinnigen Wirthes in Bayern angenommen wird, so mache ich die Herren Waldbesitzer darauf aufmerksam, dass Sendungen von Haselstöcken nach München und Würzburg ein brillantes Resultat liefern dürften.

Auch hier in Krakau passiren oft lustige Klostergeschichten. Ein Paar davon mögen genügen. — In der Vorstadt Wessola befindet sich ein Kloster, von barmherzigen Schwestern bewohnt, welche sich der Krankenpflege widmen und zu diesem Zwecke ein Lazareth besitzen. In Betracht des wohlthätigen Zweckes sind die Nonnen mit vielen und reichen Legaten bedacht worden, die meistens in liegenden Gründen bestehen. Die Administration darüber hatten die Schwestern, sie mögen aber nicht besonders gut gewirthschaftet haben, denn die Einkünfte wurden allmählig immer geringer, reichten kaum zum Unterhalt der Damen hin, und für die Kranken

blieb wenig oder nichts übrig. Unter diesen Umständen entschloss sich die Regierung, die Güter des Klosters, oder vielmehr deren Ertrag, selbst zu administriren, fand jedoch bei den Nonnen den entschiedensten Widerspruch, und musste an die Conferenz in Wien (in solchen Sachen für Krakau die höchste Instanz, und aus den Gesandten der 3 Schutzmächte bestehend) appelliren. Letztere wurde nach langer und gewiss ganz unparteiischer Einsicht in die ihr vorgelegten Acten veranlasst, der Regierung in jeder Hinsicht Recht zu geben, in Folge dessen letztere das Kloster mehrfach zur Auslieferung der Besitztitel, Rechnungen von seinen Besitzungen aufforderte u. s. w., aber immer vergebens. Endlich sandte man einige Polizei-Beamte hin, um sich der fraglichen Papiere zu bemächtigen. Die herzhaften und tapfern Nonnen griffen jedoch zu Bratspiess und Kohlenschippe, leisteten tüchtigen Widerstand, und jagten die Schergen der Gewalt in die Flucht, wobei es an Kratzwunden nicht gefehlt haben soll. Jetzt wurde das Kloster militärisch besetzt, und unter dem Schutz der Bajonette bemächtigte man sich des Verlangten. Die Nonnen verstanden sich sogar zur Abbitte, und die Aebtissin äusserte gegen einen der Blessirten, er sei gewiss zu sehr Gentleman, um nicht gern die ihm von Damen widerfahrene Beleidigung zu vergeben. — Später sollen den Nonnen von Abdel Kader brillante Anerbietungen gemacht worden sein, in seine Dienste zu treten und den Urstab eines Amazonenregiments zu bilden. Allein der hiesige französische Einfluss hat die Ausführung dieser schönen Idee verhindert.

Die Grodzker Strasse ist die schönste und breiteste Strasse Krakau's, und würde jede Stadt zieren, nur hat sie den Fehler, dass sie nahe bei der Peter-Paul-Kirche, der sogenannten Malarnia gegenüber, durch eine vorspringende Mauer des mit Nonnen bevölkerten St. Andreas-Klosters der Art verengt wird, dass sich kaum 2 Wagen ausweichen können. Seit langer Zeit wünschte die Regierung diesen Uebelstand zu beseitigen, machte den Schwestern die edelsten Anerbietungen, aber diese wussten die Sache immer so zu drehen, dass die Mauer stehen blieb. Endlich brach in dieser Strasse, da wo sie am engsten ist, ein Feuer aus, welches sehr gefährlich zu werden drohte, das Kloster selbst, so wie die nahe gelegene evangelische Kirche aber besonders deshalb in die grösste Gefahr stetzte, weil kein hinlänglicher Raum für die Spritzen, Löschmannschaften und die das Wasser zuführenden Wagen vorhanden war. Alles ging jedoch über Erwarten glücklich ab, denn von dem brennenden Gebäude ward nur das Dach zerstört.

Man sollte denken, dass die Nonnen, durch diesen Vorfall gewitzigt, nun mit Vergnügen die Mauer geopfert hätten, dem war aber nicht so: sie blieben hartnäckig wie zuvor, bis die Regierung, des langen Verhandeln müde, in der ersten Hälfte des Juli 1844 in aller Stille auf einen gewissen Platz eine Anzahl von Arbeitern mit Steinpiken und anderen Werkzeugen bescheiden liess. Ein Baubeamter führte sie an Ort und Stelle, befahl Hand anzulegen, und als die Nonnen des Morgens darauf aus dem Schlafe erwachten, war die Mauer verschwunden.

Die Abrechnung derselben entblösste eine Menge Fenster, die nach der Strasse gingen. Die dienstthuenden Ingenieure wurden nun beauftragt, die Aebtissin zu fragen, auf welche Art und Weise sie diesem nicht zu vermeiden gewesenen Uebelstande wolle abhelfen lassen; die armen Leute konnten jedoch gar nicht zu Worte kommen, sie wurden von der wüthenden Dame mit einer solchen Fluth von Schimpfvörtern überschüttet, dass der eine heute noch steif und fest behauptet, die fromme Frau müsse ehemals ein Fischweib gewesen sein.

Noch einen Beweis theile ich mit, wie ungern sich der hiesige Clerus von einer Sache trennt, die ihm gehört, sollte es auch die Stimme der ganzen Nation verlangen. — Vor 25 Jahren errichteten die Polen unter allgemeinem Enthusiasmus auf einer Anhöhe in der Nähe des Nonnenklosters Zwierzyniec dem unsterblichen Kościuzko zu Ehren nach altpolnischer Sitte einen Grabeshügel, der noch heute von jedem Fremden bewundert wird. Grund und Boden gehörte den Nonnen; um aber nicht ein allgemeines Aergerniss zu erregen, mussten sie denselben unentgeltlich hergeben, was auch nur ein ganz unbedeutendes Opfer war, da so hoch oben auf dem Berge der steinige Boden nur eine kümmerliche Weide für das Vieh darbot. Dennoch bereueten die Damen bald ihren Edelsinn und griffen zu einem sonderbaren Mittel, um das Aufthürmen des Hügel zu verhindern. Es arbeiteten daran mehrere hundert Menschen, die, der Bequemlichkeit wegen, nach ihrem Feierabend Spaten, Schubkarren und Laufbreter immer auf der Anhöhe unter der

Obhut eines Wächters liegen liessen. Dieser wurde aber fast jede Nacht durch einen Geist erschreckt und in die Flucht gejagt und man fand am andern Morgen immer einen Theil der zurückgelassenen Werkzeuge zerschlagen, und in Folge dessen verbreitete sich das Gerücht, dass dieser Bau dem Himmel nicht wohlgefällig sei; die zertrümmerten Schubkarren waren freilich ein klares, nichtzuwiderlegendes Zeugniss. Endlich entschloss sich ein herzhafter Militair dazu, den Wächter abzugeben, und versteckte sich in aller Stille, mit einem tüchtigen Prügel bewaffnet, an dem Orte des Spukes. Der Geist erschien auch wirklich, wurde aber von dem Wachhabenden so unarmherzig zerbläuet, dass er um Gnade bat und himmelhoch versicherte, Alles entdecken zu wollen. Das geschah denn auch, man erkannte in dem braun und blau Geschlagenen einen Klosterknecht, der aus leicht begreiflichen Ursachen von den Nonnen zu diesem Spuke veranlasst worden war.

Die Schlaueit der Geistlichen scheint auch auf ihre Untergebenen überzugehen. So hatten z. B. die hiesigen Bernhardiner auf dem Stradom (Bettelmönche) einen dienenden Bruder, Namens Marchewka, der bei ihren Bettelexcursionen immer den Korb tragen musste. Diesem Ehrenmanne schien das Klosterleben durchaus nicht zu behagen; für sein Leben gern wünschte er ein reicher Mann zu werden, vorausgesetzt, dieses wäre nicht mit zu vielen Strapazen verbunden. Da war nun die Lotterie der beste Weg dazu, weil aber der gute Marchewka zu arm war, um sich selbst ein Loos zu kaufen,

so liess er sich immer alte schenken, die in den Ziehungen durchgefallen, mithin werthlos waren. Vor wenigen Jahren war er auch im Besitz eines solchen Papiere, und da verbreitete ein Spassvogel plötzlich die Nachricht, Marchewka habe 10,000 Thaler gewonnen. Von allen Seiten gratulirte man dem ziemlich einfältigen Manne, und nachdem ihm Hunderte immer eins und dasselbe gesagt hatten, fing er zuletzt gegen seine eigene Ueberzeugung doch an zu glauben, es könne etwas Wahres an der Sache sein. Leute, die ihn vorher kaum angesehen hatten, suchten seine Freundschaft, ja es kam sogar so weit, dass einer seiner neuen Bekannten ihn veranlasste, das Klosterleben aufzugeben, und ihn in sein Haus aufnahm. Dort wohnte er prächtig; Leute, die auf sein Geld speculirten, liessen ihn herrlich kleiden, gaben ihm zu Ehren Bälle und Soiréen, kurz er spielte den Bauer als Millionair. Seine Freunde gingen noch weiter, sie suchten für ihn eine Frau aus, und riethen ihm, ein Haus zu kaufen, welches Marchewka nur mit etwa 20,000 Gulden über den Werth bezahlen sollte. Der Mann ging auf Alles ein, ass und trank tüchtig und hatte nur den einzigen Wunsch, dass so ein herrliches Leben ewig dauern möge. Aber ach!

Es kann ja nicht immer so bleiben

Hier unter dem wechselnden Mond!

Man führte Marchewka zu einem Notar, um den Kaufcontract auszufertigen. Als das Alles in bester Form fertig war, ging er fort, um das Geld zu holen, welches angeblich bei einem Banquier deponirt sein sollte, und —

kam nicht wieder. Die Geprellten rochen endlich nach langem Warten Lunte, liessen den armen Ex-Capitalisten ergreifen und überantworteten ihn der Polizei. Die ganze Stadt lachte über den Vorfall, ja ein witziger Kopf benutzte ihn als Stoff zu einem Lustspiel, dessen Ausführung aber verboten wurde, obschon es bereits die Censur passirt hatte und die Theaterzettel vertheilt waren.

Ueberhaupt haben die Krakauer viel Sinn für Witz und Satyre und lassen selten einen bürgerlichen Vorfall vorbeigehen, ohne ihn auszubeuten.

In Spottgedichten sind die Krakauer sehr stark. Einige der besseren sind hier zur Probe abgedruckt, leider vermag ich es aber nicht, sie ins Deutsche zu übersetzen, wobei auch das Pikanteste verloren gehen würde.

Nr. 1. wurde zu einer Zeit geschrieben, wo Krakau nahe daran war, seine Constitution zu verlieren oder vielmehr das Wenige, was es davon besass. Der Dichter vergleicht sie mit einem Leichname und giebt witzig wieder, was man bei der Section in demselben gefunden.

Nr. 2. Nachdem 1836 die Oesterreicher Krakau besetzt hatten, stellte man einen gewissen Herrn Guth als Polizeidirector an, der sonst ein sehr einsichtsvoller Mann war, aber Tag und Nacht von Zusammenrottungen und Verschwörungen träumte. Kam nun etwas, was damit auch nur im tausendsten Gliede verwandt war, ihm zu Ohren, so erstickte er die Sache nie im Keime, sondern förderte

sie durch erhitzte Köpfe, die in seinem Solde standen, griff dann bei geeigneter Zeit zu und machte eine Menge Leute unglücklich, die auf seine eigene Veranlassung verleitet worden waren. Endlich wurde Guth von Krakau nach Przemysl in Gallizien versetzt, wo ein Angriff auf sein Leben stattfand. Anfangs verbreitete sich das Gerücht, er sei ermordet worden, und in Folge dessen entstand das Gedicht Nr. 2. Guth hatte nur eine unbedeutende Verletzung davon gehabt.

Nr. 3. Auf einer im Saale des Gastwirthes Knotz gegebenen Maskerade befand sich unter anderen ein gewisser Grabowski, welcher sich General nennen liess, seines Standes aber ein Glücksritter war, als welcher er schon unter Stanislaus August blühte. Er forderte mit Ungestüm am Buffet, welches ein junger Schweizer Namens Wieland bediente, Getränke, obschon er bereits des Guten zu viel gethan hatte, und gab, da er nicht augenblicklich damit versehen wurde, dem jungen Wieland eine Ohrfeige, welcher sie aber dem trunkenen Generale nicht schuldig blieb. Hieraus entstand eine förmliche Schlacht, der anwesende Adel stürzte sich über den unglücklichen Zuckerbäcker her, schlug ihn braun und blau und liess ihn dann auf die Wache bringen. Am 8. Februar 1823 wurde der junge Mann, ohne dass irgend ein richterlicher Ausspruch gegen ihn gefällt worden war, in Gegenwart des zahlreichen versammelten Adels vor die Hauptwache gebracht, als eben die Musik spielte und Parade stattfand. Dort wurde er öffentlich ausgepeitscht, sein Wehgeschrei wurde durch die krie-

gerische Musik übertäubt. Die dem Schauspiele gegenüber befindlichen Fenster waren ebenfalls von der haute volée besetzt, der Strafvollzieher aber bestochen, recht tüchtig zuzuhauen, zu welchem Zwecke der Graf Heinrich Zelinsky allein 200 Gulden hergab. Tausende des Volks bedeckten zähneknirschend den Ring, und wäre es nicht durch besonnene Männer zurückgehalten worden, es hätte die Gewalt durch Gewalt vertrieben. — Der hier heute noch lebende und allgemein geachtete Brauereibesitzer Jenny, ebenfalls ein Schweizer, hatte Alles angewendet, um seinen Landsmann von der ihm zugeдachten Schmach zu retten, aber vergebens. Bei der Execution war er es vornehmlich, welcher das versammelte Volk von Gewalthätigkeiten abhielt und Krakau von einem Aufstande rettete.

Später stellte es sich heraus, dass Alles nur eine wohlberechnete Schlinge war, um den damaligen Senatspräsidenten Grafen Stanislaus Wodzicki zu stürzen. Der Mann hatte im Senate selbst eine starke Partei gegen sich, war aber bei den Schutzmächten sowohl als bei den hiesigen Bürgern sehr beliebt. Die Erlaubniss zu jenem Verfahren mit dem armen Wieland wurde ihm nach langem Zögern erst entrissen. Seine Gegner glaubten, die vorzunehmende Schandthat würde die Bürger entflammen und zu irgend etwas hinreissen, was einer Revolution ähnlich sehe; geschickte Berichte darüber nach Wien und St. Petersburg würden den Präsidenten Wodzicki gestürzt und ihre Partei zur obenschwimmenden gemacht haben. Der zerfleischte Rücken des jungen Schweizers

war die Leimrute, auf welcher Wodzicki gefangen werden sollte. In dem Gedicht Nr. 3 wird der traurige Vorfall besungen.

Nr. 4. Im Januar 1843 stieg das Wasser der an Kasimirz stossenden alten Weichsel ungemein, und zwang eine Menge Wasserratten, ihre zeitherigen Löcher zu verlassen. Sie zogen sich in erstaunlicher Menge nach dem ganz nahe belegenen und auf einer kleinen Anhöhe belegenen jüdischen Kirchhof, wo sie, vom Hunger getrieben, einige Gräber aufwühlten und die Leichname anfrassen. Zur besseren Verständigung sei gesagt, dass die armen hiesigen Juden ihre Todten ganz flach und ohne Sarg begraben, obenauf legen sie bloss ein Paar dünne Breter und auf diese kommt die Erde; erstere werden aber auch häufig in der Nacht wieder fortgenommen, um deren Werth zu retten. Kein Wunder also, wenn die Ratten so leicht an die Leichname kommen konnten.

Unter den Juden entstand eine fürchterliche Aufregung, sie beteten und fasteten, stellten Wachen auf, um den Währwolf zu verjagen, aber Alles umsonst; endlich fiel das Wasser und die Ratten kehrten in ihre alten Löcher zurück. Dass aber diese Thiere an dem Verbrechen Schuld seien, konnte man keinem Juden begreiflich machen. Der Vorfall erzeugte die unter Nr. 4. abgedruckten scherzhaften Gedichte, nämlich:

- 1) eine Bittschrift der Juden an den Senat;
- 2) eine dergleichen;
- 3) einen Brief des Rabbiners in Berdyczów an die hiesige Judenschaft;
- 4) deren Antwort.

Jetzt merke ich erst zu meinem Schrecken, dass ich ganz von den Krakauer Kirchen abgekommen bin, und kehre daher zu dem Gegenstande zurück. Die Zahl derselben belief sich früher auf 115, hat sich jetzt aber wesentlich verringert, da ein grosser Theil derselben abgebrochen oder zu anderen Zwecken verwendet worden ist. Ja man machte sogar aus einer derselben ein Theater, in welchem noch vor wenigen Jahren gespielt wurde. *Les extrêmes se touchent!* Was die älteste Kirche Krakau's betrifft, so sind die Meinungen verschieden. Alle Chronisten behaupten, dass es schon vor Annahme der christlichen Religion durch Wiczyław I. Christen in Polen gegeben habe. Naruszewicz berichtet aus dem Jahre 1046, dass schon lange Zeit früher in Krakau eine christliche Kirche gewesen sei, im Besitz der slawisch-lateinischen Mähren, welche, von den heidnischen Ungarn verdrängt, sich nach Gross-Chrobacien flüchteten. Eine Sage lässt diese Kirche mit der „Zum heiligen Kreuz“, die auf dem Kleparz befindlich und seit uralten Zeiten unter dem Namen „Slawische Kirche“ bekannt gewesen, aber ihrer Baufähigkeit wegen eingestürzt ist, eine und dieselbe sein. Der Rest der Mauern, der noch in neuester Zeit zu sehen war, ist weit späteren Ursprungs, sie stammen von einem Gotteshause her, welches die Königin Hedwig an derselben Stelle, wo die frühere stand, erbauen liess; dieselbe brannte 1584 ab, wurde aber am Ende des 17. Jahrhunderts wieder hergestellt.

Ich gehe nun zur flüchtigen Beschreibung der merkwürdigeren Kirchen Krakau's über, und beginne mit der

Kathedrale oder Schlosskirche, auch Kirche des heiligen Waclaw genannt.

Dieselbe befindet sich neben dem königl. Schlosse auf dem Wawel, und ist die prachtvollste des Landes, an welche sich tausend begeisternde Erinnerungen knüpfen.

Die alten Geschichtschreiber behaupten, dass Mieczyslaw I., nachdem er seine Gemahlin Dobrosława, eine geborene böhmische Prinzessin, geheirathet und durch sie zur Annahme des christlichen Glaubens bewogen worden sei, diese Kirche im Jahre 966 erbaut habe. Andere sagen aber, dieses sei erst unter der Regierung Wladislaus Herrmann (1081 bis 1102) geschehen und derselbe habe gleichzeitig Fonds zur Unterhaltung von 24 Geistlichen angewiesen. Gegen das Jahr 1120 habe sie der päpstliche Legat Idzi eingeweiht. Der Sohn und Nachfolger des eben genannten Königs, Boleslaus mit dem krummen Maule, erweiterte das Gotteshaus, liess die niedrigen Mauern höher machen und baute 2 Thürme hinzu. Im Jahre 1306, als das ganze Schloss ein Raub der Flammen wurde, verbrannte auch die Kirche bis auf den Grund; 1320 ordnete der Krakauer Bischoff Nankier deren Wiederherstellung an; das Domcapitel brachte zu diesem Zwecke mannigfache Geldopfer, der Bau dauerte aber bis zum Jahre 1359. — Bei dem eben erwähnten Brande gingen alle die früheren Denkmäler zu Grunde, und es gehören mithin die noch jetzt existirenden einer neueren Zeit an.

Kasimirz der Grosse, welcher überhaupt viele Gotteshäuser in Polen gründete, ward auch dieser Kirche Wohlthäter. Er liess das Innere verschönern und die Decke, mit goldenen Sternen verziern, eine im Mittelalter durch die Griechen nach Italien eingeführte Sitte. Noch auf seinem Todtenbette vermachte er derselben ein goldenes Kreuz, mit kostbaren Steinen besetzt, enthaltend ein Stück des Kreuzes Christi, jener Zeit, wie Dlugosz bemerkt, 10,000 Gulden werth. — Viele Bischöfe, der hohe Adel und reiche Bürger folgten in späterer Zeit dem von Kasimirz gegebenen Beispiele, und so wurde nach und nach die Kirche zu dem herrlichen Tempel, wie sie es heute ist. Dennoch erregt derselbe ungleich grösseres Interesse durch die darin befindlichen Denkmäler, als durch seine Pracht. Fast jeder Stein hat eine historische Bedeutung, und wenn der sie Besuchende die polnische Geschichte inne hat, so dürfte es in Europa kaum noch ein solches Gebäude geben, welches ähnliches Interesse für ihn haben könnte. Zu bedauern ist, dass kein gebildeter, mit allen Denkwürdigkeiten der Kirche vertrauter Mann eigens angestellt ist, um dem Fremden als Führer zu dienen, was den Genuss ungemein erhöhen würde. Man wird jetzt nur durch Kirchendiener herumgeführt, welche mechanisch etwas hersprechen, das Wichtigste aber entweder übergehen, oder es nur flüchtig berühren. Ich möchte daher einem jeden Besuchenden rathen, dieses herrliche und merkwürdige Gebäude nur an der Hand eines sachkundigen Führers zu besuchen.

Namentlich durch seine innere Einrichtung überstrahlt dieses Gebäude die anderen hiesigen Kirchen. Das Gewölbe des grossen Chores ruhet auf 10 Pfeilern von Quadersteinen, und erst von der Mitte aus fängt das Presbyterium an, welches somit gleichsam eine Kirche in der Kirche bildet. Dort ist auch der durch seinen Glanz dem Orte würdig entsprechende Hauptaltar, errichtet von Siegmund I., mit einem Bilde des Heilandes auf Blech, gemalt von Thomas Dolabello, und dem Vernehmen nach dazumal unter Rahmen gefasst, als der Krakauer Bischoff Peter Gembicki denselben auf seine Kosten repariren liess. Ausser diesem Hauptaltare, auf welchem nur Bischöfe, Suffragane und Domherren den Gottesdienst ausüben dürfen, enthält die Kirche noch 25 andere, die fast alle aus schwarzem Marmor gearbeitet sind und grösstentheils aus der Mitte des 18. Jahrhunderts herkommen, wo sie an die Stelle der früheren, die mit der Zeit schadhafte geworden waren, errichtet wurden. Zu den vorzüglichsten derselben gehört derjenige dicht an der Sacristei, mit dem Leiden Christi geziert und durch seine angeblich verrichteten Wunder berühmt, ihn hatte die Königin Hedwig unter ihren besondern Schutz genommen. Bemerkenswerth ist ferner die Kapelle des heil. Waclaw, wegen der seltenen Schönheit des Antepediums aus Marmor und Mosaik. Andere Zierden der Schlosskirche sind der zahlreich verwendete Marmor, Alabaster, Gemälde und herrliche Tapeten; desgleichen die kostbaren und alterthümlichen Ornate, welche derselben in früheren Zeiten von den Königen, Königinnen und anderen Grossen Polens zum Geschenk gemacht wurden.

Wie es sich von selbst versteht, ist auch kein Mangel an päpstlichen Bullen, welche dieser Kirche Privilegien, Ablässe u. s. w. zusichern.

Es giebt hier 18 Kapellen, welche eine nähere Beschreibung verdienen. In ihnen und in ihren Mauern befinden sich herrliche Denkmäler und Grabsteine der alten polnischen Könige; sie machen den erhabensten Eindruck auf den Beschauer und erwecken in dem denkenden Menschen die seltsamsten Gefühle. Hier müssen sich nun Helden und Eroberer, denen der Besitz des halben Europa nicht genügte, mit wenigen Spannen Erde begnügen! Nicht weniger enthalten diese Kapellen eine grosse Anzahl von Denkmälern hiesiger Bischöfe, polnischer Grossen und anderer bemerkenswerther Männer.

Bevor ich zu einer kurzen Beschreibung dieser 18 Kapellen übergehe, bemerke ich noch für den Liebhaber solcher Alterthümer, dass in der hiesigen Cypcer-schen Buchhandlung unter dem Titel:

„Gräber und Denkmäler in Krakau“

Abbildungen davon, versehen mit einem kurzen erklärenden Texte in polnischer Sprache, in Lieferungen herauskommen. Bis jetzt sind jedoch deren erst zwei erschienen, welche in jeder Beziehung gelungen zu nennen sind. Es wäre in jeder Beziehung zu beklagen, wenn durch Mangel an Theilnahme dieses so interessante Werk unbeeidigt gelassen werden sollte.

1. Die heil. Kreuz-Kapelle.

Dieselbe liegt rechts von der Hauptthüre. Errichtet wurde sie im Jahre 1473 durch König Kasimirz den Jagellonen (auch Andreas Casimirus genannt) und seine Gemahlin Elisabeth, Tochter des Kaisers Albert. Sie ist aus Quadersteinen erbaut und wurde von dem Gründer mit 100 Mark Silber jährlicher Einkünfte ausgestattet, zu beziehen von den Salzwerken in Wieliczka. Darin befindet sich

1) Das Grabmal von Wladislaus Jagiello, im Jahre 1524 durch Siegmund I. errichtet. Es ist aus rothem oder sogenanntem schwedischen Marmor und rundherum mit schöner Sculpturarbeit bedeckt. Oben liegt die Statue dieses Monarchen, welcher zuerst Litthauen mit der polnischen Krone vereinigte und so glücklich gegen die Kreuzritter focht. Er muss ein grosser Freund der Natur gewesen sein, denn sein Tod wurde durch eine Erkältung veranlasst, als er in Medyce bis in die späte Nacht dem Gesange der Nachtigallen zugehört hatte. Er starb zu Grodek bei Lemberg in hohem Alter im Jahre 1434, dem 48. Jahre seiner Regierung.

2) Das Cenotaphium Kasimirz des Jagellonen, aus gesprenkeltem Porphyr und von gleicher Schönheit, wie das so eben beschriebene. Es ist sammt der Bildsäule des Königs und dem mit Sculpturarbeit bedeckten Obertheile aus einem Stücke gearbeitet.

Dieser Monarch starb zu Grodno, 64 Jahre alt, im 48. Jahre seiner Regierung auf sonderbare Art. Als

nämlich seine Aerzte seine Wiederherstellung aufgegeben hatten, da unterzog sich ein Bernhardinermönch seiner Heilung und suchte diese durch grobes schwarzes Brod und gebratene Birnen zu bewerkstelligen, an denen aber der Kranke erstickte.

3) Das durch seine Grösse merkwürdige, aus schwarzem Marmor gefertigte Denkmal des Krakauer Bischofs Kajetan Soltyk, gestorben 1788. Er war durch die Kaiserin Katharina nach Sibirien verbannt worden; seine Reise dahin unter der Escorte von Kosaken findet sich auf dem Marmor in erhabener Arbeit dargestellt.

Unter dem Fussboden dieser Kapelle liegt der König Michael Wisnowiecki begraben. — Dieselbe hiess früher die russische, und noch jetzt sind in der Mitte ihrer Decke alterthümliche Malereien und slawische Inschriften zu sehen. Hier befinden sich ferner 2 Altäre mit Holzschnitzereien und vergoldet, die von hohem Alter zeugen. Auf einem derselben ist der Kampf des Krakus mit dem Drachen dargestellt.

2. Die Kapelle zur heil. Jungfrau.

Dieselbe wurde gegen das Jahr 1375 von dem Krakauer Bischof Peter Zawisza errichtet, ist aber später von einem seiner Nachfolger, Philipp Padniewski, umgebaut worden. In ihr befindet sich unter Andern

1) Das Denkmal dieses Philipp Padniewski (gestorben 1572) mit seiner Alabasterstatue.

2) Eine Inschrift zum Andenken des Domgeistlichen Jakob Górski (gestorben 1585), berühmt durch seine

Gelehrsamkeit und Herausgeber vieler Werke in lateinischer Sprache.

Diese Kapelle wurde in der neueren Zeit durch die verwittwete Gräfin Polocka, geborene Bramicki, nochmals umgebaut und mit sehr bedeutenden Kosten aufs herrlichste verschönert. Peter Nobile in Wien lieferte die Zeichnungen dazu. Die Wände sind neu, mit Marmor von Czernau ausgelegt, die inneren Kuppeln mit Gold beladen; der Altar ist von Bronze, in Feuer vergoldet; die Kapitälcr und Rosetten sind das Werk der berühmten Wiener Künstler Joh. Donninger u. Sohn. Im Altar selbst ist ein schönes und altes Bild, die Kreuzigung Christi vorstellend, welches von Guercin gemalt sein soll. Doch die grösste Zierde dieser Kapelle ist das Standbild Christi aus weissem Marmor, gefertigt von Thorwaldsen, so wie die marmornen Brustbilder des verstorbenen Grafen Arthur Polocki, Gemahls der Gründerin, und dessen Mutter Julia Polocka, geborene Fürstin Lubomirska, welche beide unter der Kapelle begraben sind. In derselben Gruft befindet sich die Asche des Grafen Wladimir Polocki, welcher 1812 in dem jugendlichen Alter von 24 Jahren starb, nachdem er den Feldzug von 1809 rühmlich mitgemacht und sich als Oberst der reitenden Artillerie durch seinen Muth ausgezeichnet hatte. Von seinem Standbilde wird später die Rede sein. Bei der späteren Erwähnung von Krzeszowice werde ich auf diese Kapelle und die von der Gräfin Polocka zu deren Reparatur verwendeten Summen zurückkommen.

3. Die Kapelle Szafraniec oder die Doctoren-Kapelle.

Hier befinden sich die Inschriften

1) des Johann Fox, Archidiaconus zu Krakau und königlicher Secretair, ein Mann von vielen Verdiensten, gestorben 1636.

2) des Nicolaus Dobrociewski, Domherrn zu Krakau, entschlafen 1608.

3) Des Jacob Nejmanowicz, Rector der Krakauer Universität, welcher dieselbe unter Siegmund III. vom Untergange rettete.

4) Das schöne alabasterne Denkmal des Grafen Michael Skołniecki, gestorben 1808, das von Stephan Ricci in Florenz gefertigt ist.

Unter dieser Kapelle schlummert der berühmte Chronist und Leibarzt Siegmunds I., Mathäus von Miechów.

4. Die Psalteristen-Kapelle.

König Siegmund III. ordnete deren Erbauung an, an der Stelle der früher hier befindlich gewesenen Peter und Paul- oder Prandoly-Kapelle genannt. Letzterer war Krakauer Bischof, starb im Jahre 1266 und liegt hier begraben. Die jetzige Kapelle ist nach dem Muster der Jagellonischen aus Quadersteinen erbaut, und der König befahl, dass nicht nur er, sondern auch seine Frau und Kinder in derselben beerdigt werden sollten. In seinem Testamente bedachte er diesen Bau aufs günstigste.

Dem Willen des Vaters kam der Sohn, König Johann Kasimir, pünktlich nach; er beendigte den Bau dieses Heiligthums mit grossem Aufwande und verfehlte ebenfalls nicht, es mit reichen Geschenken auszustatten.

Die Wände dieser Kapelle sind ganz mit schwarzem Marmor ausgelegt und erwecken düstere Gefühle. Fast scheint es, als habe der Erbauer durch diese Trauerfarbe das künftige traurige Schicksal Polens andeuten wollen, wozu schon unter seiner Regierung der Anfang stattfand.

Hier ist die Grabschrift Siegmund III., der im Jahre 1632 im 66. Jahre seines Lebens und im 45. seiner Regierung starb; ebenso diejenige Wladislaus IV., der 1648 zu Merez in Litthauen, 52 Jahr alt, endete, nachdem er 16 Jahr regiert hatte. Aehnliche Grabschriften besitzen hier der König Johann Kasimirz und andere Glieder des Hauses Wasa, deren Leichname in der Gruft unter dieser Kapelle in reich verzierten metallenen Särgen ruhen. Die prachtvollen bronzenen Thüren liess der Bischof Andreas Trzebicki mit einem Aufwande von 16,000 Gulden gegen das Jahr 1673 anfertigen. An der Aussenseite dieser Kapelle ist eine Tafel mit folgender in Stein gehauenen Inschrift:

Hoc Jagellonicae Propaginis ultimus Heres,
Marmore posuit grande laboris opus.
Tot Regum cineres, tot pignora cara tuorum
Colligis augusta Rex Casimire domo.
Haud erit una satis tot Majestatibus aedes,
Pro quibus angustus qua patet orbis erat.

5. Die Siegmunds-Kapelle.

Diese Kapelle ist die herrlichste und am prächtigsten ausgestattete in ganz Polen; sie ist mit einer messingnen Balustrade versehen, worauf die Wappen von Polen, Litthauen und Mailand (nämlich das des Sforza) zu sehen sind. Gewöhnlich wird sie die König-Siegmund- oder Jagellonische Kapelle genannt. König Siegmund I. gründete sie im Jahre 1520, um dort die sterblichen Ueberreste seiner Gemahlin Barbara Zapolski (gestorben 1515) beizusetzen, was auch mit königlicher Pracht geschah. Gleichzeitig bestimmte er sie auch zu seiner und seiner Nachfolger Ruhestätte.

Sie ist von Aussen aus Quadersteinen in Gestalt eines Vierecks gebaut und zwar vom Architekten Bartholomeo Florentino. In der ganzen Einrichtung und in allen Theilen derselben herrscht die schönste Harmonie, und das von oben hereinfallende Licht macht einen magischen Eindruck. Inwendig zieren sie Statuen und Basreliefs aus rothem Marmor von Heiligen und Evangelisten, in der Kuppel befinden sich die schön gemeisselten Landeswappen, und der ganze Raum der inneren Wände wird von einer sehr mühsamen italienischen Sculpturarbeit bedeckt, die in den kleinsten Theilen von dem seltenen Geschmack und dem ausserordentlichen Fleisse des Künstlers Beweise giebt, der in einer so grossen Anzahl von Zierrathen sich nirgends wiederholte. Hier sind die Bildsäulen beider Könige Siegmund aus dem Hause der Jagellonen aus rothem Marmor in natürlicher Grösse, und

welche sich auf ihren mit Inschriften versehenen Denkmälern befinden. In der Bildsäule Siegmund I., der 1548 im 80. Jahre seines Alters und im 42. seiner ruhmreichen Regierung starb, sind die Gesichtszüge vollkommen getroffen.

Unter dem Denkmale des Vaters ist das des Sohnes Siegmund August, welcher im Jahre 1572 zu Knuszyn in Podlachien und zwar in seinem 52. Lebens- und 24. Regierungsjahre starb. Diese Stelle zur Bestattung seiner Asche hatte sich der König noch bei seinen Lebzeiten ausgewählt und in seinem Testamente dazu angeordnet.

Ausser den Grabmälern beider Siegmunde befindet sich hier ein Thron von Marmor und vor ihm das Denkmal der Königin Anna aus dem Hause der Jagellonen, Tochter Siegmund I. und Gemahlin des Stephan Batory (mit Abbildung ihrer Person in plastischer Bildhauerarbeit von Marmor), welche im Jahre 1596 in ihrem 72. Lebensjahre zu Krakau starb. Die Asche dieser letzten Sprossen aus dem Herrscherstamme der Jagellonen befindet sich in der Gruft unterhalb dieser Kapelle.

Der hier stehende Altar ist zum Oeffnen und Verschiessen eingerichtet, inwendig von massivem Silber und die Mysterien des Heilandes, sowie der Jungfrau Maria darstellend, während der äussere Theil die auf Holz gemalte Passionsgeschichte dem Auge darbietet. Die Metallarbeiten wurden von Albert Him in Nürnberg gemacht, Styl und Colorit der Malerei verrathen jedoch einen italienischen Meister. Dieses Meisterwerk führte Siegmund I. in Kriegszeiten als Feldaltar im Lager mit sich.

Auf der Ballustrade, welche diese Kapelle umschliesst, sieht man in alterthümlicher Malerei das Bild Siegmund I., sowie seiner Tochter Anna, letztere auf der einen Seite in Mädchentracht und Krönungsornat, auf der andern aber in Wittwenkleidern. Nach dem Tode dieses Monarchen legte die ganze Nation Trauer an und gab ihren Schmerz auf das Unzweideutigste zu erkennen. Sein Dahinscheiden unterbrach den mit wahrhaft königlichem Aufwande veranstalteten Bau dieser Kapelle, aber dessen Nachkommen, der König Siegmund August, besonders aber Anna, Gemahlin des Königs Batory, von deren Frömmigkeit diese Kirche so vielfache Beweise aufzuzeigen hat und welche dieselbe sogar öfters mit eigenhändig angefertigten Ornaten und Messkleidern beschenkte, vollendeten, was der Vater begonnen hatte.

Jedoch nicht allein das Innere der Jagellonischen Kapelle erregt unser Staunen, auch ihr prächtiges Aeussere entspricht dem Glanze im Innern. — Die Kuppel über derselben, schuppenartig von Kupfer gefertigt, ist so ungemein stark vergoldet, dass mehr als 10,000 Ducaten dazu verwendet worden sind. Kurz vor dem Tode der Königin Anna wurde dieses Prachtwerk vollendet, dessen Kosten sie trug. — Die von dieser Kuppel abfallenden Sonnenstrahlen lassen dieselbe im blendendsten Glanze erscheinen; kaum ist das Auge im Stande hinzublicken. In späteren Zeiten wurde das sogenannte Zehrzdowski'sche Haus, welches die Kuppel von der Mittagsseite theilweise der Sonne entzog, niedergerissen, und deren sonach jetzt weit freiere Lage hat den schönen Anblick um so mehr verherrlicht.

Dieses Zebrzydowski'sche Haus ist in der polnischen Geschichte auf eine sehr traurige Weise berühmt. König Siegmund I. erbaute es als Wohnung für fremde Gesandte und ausgezeichnete Fremde; es lag dicht am königlichen Palast. Später wurde es dem Kronkanzler Zamoiski eingeräumt, da dieser aber wenig in Krakau war, überliess er es dem polnischen Magnaten Zebrzydowski. Nach dem Tode des Kanzlers forderte es König Siegmund III. zurück, der trotzig Magnat weigerte sich aber lange, es herauszugeben, und als er endlich dazu gezwungen ward, erregte er aus Rache einen Bürgerkrieg, dessen Folgen für Polen höchst schmerzlich waren.

Die vergoldete Kuppel, welche oben erwähnt ist, macht einen magischen Eindruck. In welcher Weise sich derselbe auf unsere speculativen Juden äusserte, ist einzig in seiner Art. Diese machten nämlich in der neueren Zeit allen Ernstes den Antrag: „Es sei doch Schade, dass so viel Geldeswerth auf einem Dache liege, ohne Procente zu bringen. Sie seien bereit, eine namhafte Summe zu zahlen, wenn man ihnen erlauben wolle, die Kuppel ein wenig abzukratzen. Zu toll würden sie das nicht machen, denn dieselbe solle dessen ungeachtet noch ganz schön aussehen.“

Schliesslich mache ich noch auf den Jagellonischen Adler aufmerksam, welcher ausserhalb der Kapelle an der Wand in erhabener Bildhauerarbeit angebracht ist; unter demselben finden wir folgende Worte:

Ne mirere Hospes decus hoc sublime sacelli
Saxaque Phidiaco sculpta magisterio,
Hoc statuit Sigismundus opus qui struxit et arcem,
Clarius hic recta sed ratione labor.
Illem ne credas, dum momentanea condit.
Atriam, perpetuam post habuisse domum.

6. Die Kapelle der heil. Jungfrau.

Sie wurde gegründet im Jahre 1351 durch den Krakauer Bischof Borzanta Jankowski; dem Verfall nahe, reparirte sie im Jahre 1522 ein Geistlicher gleichen Ranges, Namens Jan Konarski. Hier befinden sich:

- 1) Das Grabmal des ebengenannten Konarski, gestorben 1525, mit seiner Abbildung in plastischer Bildhauerarbeit von rothem Marmor, aber ohne Aufschrift.
- 2) Das Denkmal und Brustbild des hiesigen Bischofs Szaniawski, gestorben 1752.

Dieser Kapelle gegenüber steht das herrliche Denkmal des Grafen Wladimirz Polocki, von dem schon früher die Rede war, mit grossen Kosten von seiner Gemahlin Thekla, geborene Fürstin Sanguszko, aufgestellt. Es ist dies die Bildsäule eines jungen römischen Kriegers in edler Stellung, in leichtem, herrlich drapirtem Anzuge, die Hand auf das Schwert gestützt. Zu seinen Füssen liegen Helm und Kriegsattribute, auf dem Postamente aber ist in plastischer Arbeit ein Genius abgebildet, die Fackel auslöschend.

Dieses herrliche Werk stammt von Thorwaldsen und wurde im Jahre 1831 aufgestellt.

7. Die Kapelle Johannis des Täufers.

Sie wurde gegründet durch den im Jahre 1515 verstorbenen Unter-Schatzkämmerer Andreas Kościelecki, der hier auch begraben liegt, reparirt aber und ganz mit Marmor belegt wurde sie durch den im Jahre 1642 verstorbenen Krakauer Bischof Jacob Zadzik, dessen Asche ebenfalls hier ruhet.

8. Die Kapelle des heil. Andreas.

Hier finden wir zuerst das Grabmal Königs Johann Albrecht, welcher 1501 im 41. Jahre seines Lebens und 9. seiner Regierung starb. Dasselbe ist aus rothem Marmor mit seinem Abbilde in Basrelief, so wie auch das des 1538 entschlafenen Krakauer Bischofs Johann Choiniski, welches früher der Missionarien-Kapelle gegenüber hinter dem Hochaltare stand.

Der Kapelle gegenüber erblicken wir das Grab Königs Kasimirz des Grossen, aus schwarzem Marmor, herrlich gearbeitet und mit einem eisernen Gitter umgeben. Haupttheil dieses Monuments ist das Obertheil oder der Deckel. Unter einem auf Säulen ruhenden Baldachin liegt die Bildsäule des Monarchen im Königsmantel, auf dem Haupte ist die Krone, in der Hand die Herrscherzeichen, zu seinen Füßen aber ein Löwe, das Sinnbild der Macht. Die Züge Kasimirz sind vollkommen getroffen. Das Untertheil des Grabmals, worin die Asche des Königs ruht, ist mit schöner gothischer Sculpturarbeit

geziert, leider aber durch den Zahn der Zeit wesentlich beschädigt. Das ganze Denkmal dieses von seinem Volke so geliebten Monarchen wurde auf Kosten der Nation errichtet. Er starb auf dem hiesigen Schlosse im Jahre 1370, im 60. Jahre seines Lebens und dem 37. seiner segensreichen Regierung.

Vor diesem Monumente ist eine Inschrift zu Ehren des Geistlichen und Componisten Georg Gorczycki, welcher 1736 entschlief, und dessen Kirchenmusiken noch jetzt in Krakau aufgeführt werden.

9. Die Kapelle der unschuldigen Kindlein.

Sie wurde gegen das Jahr 1344 von dem hiesigen Bischoff Johann Grot gebaut, später aber zweimal und zwar zuerst durch den Kron-Unterkämmerer Sylvester Ożanowski, zuletzt aber von dem Bischoff Andreas Zaluski reparirt. Hier sind folgende Denkmäler und Gräber.

- 1) Das Denkmal von Johann Grot, gestorben 1347 und später beatificirt, der hier auch begraben ist.
- 2) Das Grabmal mit einer liegenden Statue des hiesigen Kastellans Valentin Dębinski, entschlafen 1584.
- 3) Ueber dem letzteren das Standbild des oben erwähnten Zaluski, welcher 1758 sein Leben beschloss.

In der unter dieser Kapelle befindlichen Gruft sind auch die sterblichen Ueberreste des hiesigen Bischofs Johann Paul Woronicz beigesetzt, der 1829 in Wien starb. Er war Dichter und grosser Kanzelredner.

Neben dieser Kapelle liegt auch der Krakauer Decan Stanislaus Borek begraben, welcher ein äusserst mildthätiger Mann war und zu Gunsten armer Studenten mehrere Stipendien stiftete, die jetzt noch bestehen. Im Vorhofe der Schlosskirche liess er auch ein Haus zu Wohnungen für die Vicare erbauen, welches nach seinem Namen Borek genannt wurde und dessen Ueberreste noch heute zu sehen sind.

10. Die Kapelle des heil. Thomas.

Hier ist das Denkmal des Bischoffs Peter Tomicki, Unterkanzler Siegmund I., welcher diese alte, enge und dunkle Kapelle verschönerte und herstellte. Deshalb nannte man sie gewöhnlich Capella Tomiciana; in späteren Zeiten muss sie jedoch vom Bischof Maciejowski reparirt worden sein, wenigstens findet man seinen Namen und sein Wappen (ein Stierkalb) auf der die Kapelle umgebenden bronzenen Ballustrade.

11. Die Kapelle des Ciborium.

Dieselbe ist sehr alt und war früher durch eine Gallerie mit dem königlichen Palaste vereinigt, da der König hier gewöhnlich dem Gottesdienste beiwohnte, privatim vom Chore oder von dieser Gallerie aus, öffentlich unten vom Throne aus, welcher aus Marmor besteht. Der Domherr Adalbert Serebryski, gestorben 1649, liess sie vollkommen repariren und so gut wie neu mit schwarzem Marmor auslegen.

Hier sind schöne Grabdenkmäler; das ausgezeichnete ist das des Stephan Batory, welches seine Gemahlin Anna anfertigen liess. Die liegende Bildsäule in natürlicher Grösse, auf einen Arm gestützt, giebt die Züge dieses Heldenkönigs völlig getroffen wieder. Derselbe starb 1586 in Grodno im 54. Jahre seines Lebens und 10. seiner Regierung. Der Leichnam wurde auf öffentliche Kosten hierhergebracht und begraben.

Ganz unten am Grabmale ist eine ungemein bescheidene Tafel angebracht mit einer Aufschrift zu Ehren der Elisabeth Pilecka, dritte Gemahlin des Königs Wladislaus Jagello, welche er wider Willen der polnischen Grossen heirathete; sie starb 1420. Ein dreijähriger Besitz des Thrones vermochte nicht, die Abneigung der Nation gegen sie zu beseitigen. Ueber letztere bemerkt der Chroniker Dlugosz:

„Bei ihrem Begräbniss erschien der Hof nicht in Trauer, sondern in Galakleidern, und es ging dabei heiterer und lustiger her, als an ihrem Vermählungstage.“

Sogar die Stelle der ihr später Ehren halber gesetzten Gedächtnisstafel beweist, dass der Groll der Nation sich auf die Nachkommen vererbt hatte.

Gegenüber dieser Kapelle hinter dem Hochaltare steht das herrliche Denkmal des Königs Johann Sobiesky III., aus schwarzem Marmor gefertigt. Er starb 1696, 67 Jahre alt und im 22. seiner Regierung zu Willanów bei Warschau; sein Leichnam liegt in einer Gruft, von welcher wir später reden werden. Die auf demselben angebrachten türkischen Sklaven sind von Gyps gebildet,

die Portraits des heldenmüthigen Türkenbezwingers und seiner Gemahlin aber aus Alabaster in Basreliefs.

Ueber dem eben erwähnten finden wir das gleich schöne, aus schwarzem Marmor gefertigte Denkmal des Königs Michael Korybat Wiśniowiecki und das seiner Gemahlin, ebenfalls in Basrelief, die Abbildungen Beider enthaltend. Ersterer starb 1673 in dem jugendlichen Alter von 35 Jahren und dem 5. seiner kurzen Regierung. Sein Leichnam ruht im Camaldulenserklöster zu Bielany bei Warschau.

12. Die Kapelle der heil. Katharina.

Sie hat die Königin Bona zur Gründerin, wurde aber von dem hiesigen Canonicus Grochowski (gestorben 1659) erneuert. Hier finden wir das Grabmal Peter Garmat's, Bischoff von Krakau und Erzbischoff von Gnesen, welcher 1545 entschlief. Dasselbe wurde auf Befehl der erwähnten Königin Bona gefertigt, wie einige darauf befindliche lateinische Verse beweisen.

Vor dieser Kapelle, der Sacristei gegenüber, ist das Denkmal von Andreas Trzebiecki, Bischoff von Krakau, welcher 1697 starb und in der St. Paulskirche begraben liegt. Dasselbst steht auch das allerälteste Denkmal, welches in dieser Kirche zu finden ist, nämlich ein steinernes Grabmal des Königs Wladislaus Lokietek, des Vaters Kasimir des Grossen, gestorben 1333. Die auf dem Deckel des Sarkophages liegende Statue entzückt durch edle Einfachheit.

13. Die Kapelle der heil. Kosmaidamiana.

Sie wurde im 14. Jahrhundert durch den Bischoff Johann Grot gegründet auf Antrieb und Kosten des Domherrn Martin, später aber reparirt durch den Bischoff Zehrzydowski, welcher 1560 starb und hier begraben liegt. Dessen Denkmal ist hier vorhanden, eben so ein anderes zu Ehren einiger Mitglieder seines Stammes.

14. Die Kapelle des heil. Lorenz.

Sie wurde durch den Geistlichen Stanislaus Skarszewski, der im Jahre 1625 gestorben, erneuert. Hier befindet sich nur an Sehenswürdigkeiten das schöne bronzene, in Basrelief gearbeitete Grabmal des Domherrn Tomas Rożnowski, gewesen Administrator des hiesigen Bisthums.

15. Die Kapelle des heil. Mathias.

Ihr Gründer ist der hiesige Bischoff Andreas Lipski, gestorben 1631, dessen Denkmal sich hier befindet, nebst dem des Kardinals und Bischoffs Johann Alexander Lipski, welcher im Jahre 1746 gestorben ist. Die Kapelle ist prächtig ausgestattet, enthält aber ausser obigen Denkmälern nichts Bemerkenswerthes.

16. Die Kapelle der heil. Maria zum Schnee.

Hier ist das Denkmal mit einer liegenden Bildsäule vom Bischoff Sam. Maciejowski, gestorben 1550; zwischen ihr und der nachfolgenden Kapelle finden wir das Denkmal

des Kastellans Peter Boratinsky (1558 entschlafen), welcher als Präsident der Landboten die Kühnheit hatte, vom König Siegmund August zu verlangen, dass er sich von seiner Gemahlin Barbara, geborene Radziwił, scheiden liess. Diese unglückliche Frau wurde später von der Königin Bona bei einem Gastmahle in Tarnów vergiftet.

17. Die Kapelle der heil. Dreifaltigkeit.

Diese jetzt in Reparatur genommene Kapelle wurde durch die Königin Sophia (gestorben 1461), vierte Gemahlin des Königs Wladislaus Jagello, welche hier begraben liegt, gegründet. Wir finden hier das Denkmal des Bischofs Peter Tyticki, gestorben 1616, dessen Asche hier ebenfalls ruhet. Links vom Haupteingange bemerken wir noch in der Mauer ein bronzenes Denkmal des so mildthätig gewesen hiesigen Decans Borek, von dem wir schon oben sprachen.

Auf der rechten Seite der Thüre ist das Denkmal des Kronmarschalls und Wojewoden von Krakau Peter Kmita von Wisnitz, gestorben 1505, und neben diesem die aus Porphyre gefertigte Bildsäule seines, gleichen Rang bekleidenden, 1553 verstorbenen Namensvetters.

18. Die Kapelle des heil. Stanislaus.

Ursprünglich wurde sie vom König Siegmund I. erbaut, später aber gegen das Jahr 1624 durch den Bischoff Martinus Szyszkowski in Folge eines frommen Gelübdes mit grossem Aufwande erneuert.

Auf dem Altare befindet sich der silberne Sarg des heil. Stanislaus, von schöner Arbeit, zu Danzig auf Veranlassung des Bischofs Peter Gembicki angefertigt; der frühere, welchen die Königin Elisabeth, Gemahlin Kasimir des Grossen, machen liess und der 362 Mark wog, wurde unter der Regierung des Johann Kasimir von den Schweden mitgenommen. In diesem von Engeln getragenen Sarkophage ruhet die Asche jenes Heiligen, der vom König Boleslaus dem Kühnen im Jahre 1079 während der Messe getödtet wurde. Die Ursache dieser schrecklichen That ist in tiefes Dunkel eingehüllt; allgemein nimmt man an, dass Boleslaus deshalb so in Zorn gerathen sei, weil ihn Stanislaus öffentlich in der Kirche vermahnt und mit mannigfachen Vorwürfen überschüttet habe. Andere behaupten aber, dass diesem Morde eine nur zu gegründete Eifersucht von Seiten des Königs zu Grunde gelegen habe.

Rund um die Kapelle herum, bei den Säulen, welche das Kirchengewölbe stützen, befinden sich die mit Brustbildern versehenen Grabmäler von vier hiesigen Bischöffen, nämlich das von Peter Gembicki, gestorben 1657 zu Ratibor in Schlesien, später aber hier beigesetzt; des Kasimir Łubieński, gestorben 1719, Johann Malachowski, gest. 1697, und Martin Szyszkowski, gest. 1630.

In dem unteren Theile des Hochaltars selbst befindet sich eine Aufschrift auf Marmor, die den Begräbnissort der Königin Hedwig andeutet, welche 1399 in dem jugendlichen Alter von 28 Jahren starb. — Dicht neben ihr

ist der Kardinal und Bischoff Friedrich, Sohn König Kasimirs des Jagellonen, der 1505 starb, begraben. Sein bronzenes Denkmal errichtete dessen Bruder, König Siegmund I., im Jahre 1510. Hier ruhet auch die Asche des Bischoffs Peter Gembiicki, dessen Verschönerungen an der Schlosskirche wir so oft in Erwähnung brachten.

Vor der Kapelle zum heil. Kreuz befindet sich der Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe, welches früher als Kapelle eingerichtet war, aber schon im Anfange des 16. Jahrhunderts als Magazin für Kirchengeräthschaften benutzt wurde. Hier ruhen in einem schwarzen marmornen Sarkophage die irdischen Ueberreste des Türkenbesiegers Johann Sobieski, welcher Europa durch seine Tapferkeit rettete. Dieses Grabmal liess der König Stanislaus im Jahre 1783 aufstellen. Desgleichen sehen wir hier mit tiefer Ehrfurcht und thränendem Auge die marmornen Grabmäler des hochherzigen Thaddäus Kościuszko und des Fürsten Joseph Poniatowski! Die drei edelsten und tapfersten Männer, welche Polen aufzuweisen hat, Männer, deren Ruhm nicht eher erlöschen wird, als bis die Welt aufhört, Tugend und Heldenmuth zu achten.

So prächtige Denkmale die Schlosskirche immer enthalten mag, so besitzt sie doch keins von so grossem Interesse, als das eben erwähnte Kleeblatt; nach ihm fragt jeder Fremde, zu ihm lenkt er seine ersten Schritte, und die Macht der Gefühle äussert sich bei dem Beschauer auf die ergreifendste Weise. Ich breche ab: von denen, welche die späteste Nachwelt trauernd beweinen wird, kann man hier füglich schweigen.

Der frühere grosse Reichthum der Kathedralkirche und ihre in liegenden Grundstücken bestehenden Einkünfte haben sich in der letzten Zeit sehr vermindert und zwar namentlich durch die Theilungen des Reiches Polen. Ihre bedeutenden Schätze in goldenen und silbernen Kleinodien wurden durch die fortwährenden Kriege sehr geschmälert, besonders viel haben sie durch die Schweden gelitten. Trotz dem aber ist der noch jetzt vorhandene Kirchenschatz sehr wesentlich und sehenswerth. Dort findet man schätzbare alterthümliche Andenken, prachtvolle Kirchenanzüge, Kreuze, Reliquien, Monstranzen, Kelche u. s. w., mit Perlen und reichen Steinen besetzt. Unter den Reliquien ist ein Nagel vom Kreuze Christi das Merkwürdigste; bemerkenswerth auch der Kopf des heil. Stanislaus, in Gold gefasst und mit Edelsteinen umgeben. Der Alterthumsforscher findet hier eine reiche Sammlung von alten Urkunden und Handschriften, die des Merkwürdigen Vieles enthalten.

Auf dem Thurme bei der Sacristei hängt die grösste Glocke Polens, auf Befehl Siegmund I. gegossen, dessen Namen sie trägt. Ich hörte, dass sie gegen 100 Centner wiegt.

Einige in der Nähe von Krakau gefundene Mamuthsknochen hängen über der Hauptthüre an Ketten.

Wir gehen nun zur Beschreibung der sonstigen Kirchen Krakau's über; eine ausführliche Beschreibung aller liegt jedoch vermuthlich eben so wenig in den

Wünschen des Lesers als in meinem Plane, und ich wende mich daher nur zu den interessanteren. Von diesen steht nach der Schlosskirche

Die Marienkirche

oben an. Sie liegt am Berge und ist in edlem gothischem Styl durch den Krakauer Bischoff Iwo Odrowąz, Kanzler König Leszek des Weissen, im Jahre 1226 erbaut; dieses deutet eine bei dem Hochaltare an der Mauer befindliche Inschrift folgenden Inhaltes an:

D. O. M.

Beatissimae Virgini Mariae
in Coelum assumptae,
Sacras has Aedes

Ivo Oedrovosius Ep. Cr. erexit A. D. 1226.

Der Name des Baumeisters oder der Baumeister ist nicht bekannt, denn ein Menschenalter hat nicht hingereicht, diesen grossartigen Tempel zu schaffen. Im Jahre 1399 scheint sie entweder umgebaut, oder doch wesentlich erweitert worden zu sein; ersteres ist wahrscheinlicher. Der sehr kühn gewölbte Dom ruht in Hauptschiffe der Kirche auf 10 Pfeilern, auf beiden Seiten desselben sind zwei ungleich niedrigere Flügel, welche beim kleinen Chore endigen, und in ihnen finden wir die Kapellen. Die Mauern eingerechnet, misst diese Kirche

in ihrer grössten Länge . .	123 Ellen.
in „ „ Breite . .	61½ „
Höhe des Gewölbes	44 „
„ „ kupfernen Daches	66½ „
„ „ grösseren Thurmes	116 „

Durch milde Gaben, reiche Schenkungen und Verleihung zahlreicher geistlicher Gestifte wurde die Kirche sehr reich. Im Jahre 1768 waren an ihr noch 38 Geistliche angestellt, deren Zahl sich jetzt freilich verringert hat. Ihre Hauptzierde sind zwei Thürme, von denen der eine merklich niedriger als der andere ist. Auf ihnen unterhält die Stadt seit uralten Zeiten Wächter, welche den Stundenwechsel durch Rufen andeuten und zugleich als Feuerwache dienen. Dieser Umstand mag grossentheils dazu beitragen, dass Krakau, trotz seiner fast durchgängig hölzernen Bedachung, von grösseren Feuersbrünsten seit langer Zeit verschont geblieben ist, da sie immer im Entstehen entdeckt werden. Auf dem kleinen Thurme befinden sich 5 Glocken, deren eine der polnische Herkules Andreas Ciolok allein auf den Thurm hinaufgezogen haben soll, nachdem 40 Männer es mit vereinter Kraft vergeblich versucht hatten.

Die Kirche hat 32 Altäre, theils aus Marmor, theils von Holz. Der schönste und prachtvollste von allen, ob schon nur aus Holz gefertigt, ist der Hochaltar, dessen Anlage ins 15. Jahrhundert fällt und der so eingerichtet ist, dass er an Festtagen beliebig nach Art eines Schrankes geöffnet werden kann. Aussen sehen wir 12 Basreliefs in Quadrat, welche das Leiden Christi vorstellen, inwendig aber die Verzückung der Jungfrau Maria. Die Figuren der Apostel sind in Lebensgrösse, das Ganze aber das Meisterwerk eines Nürnberger Künstlers, Namens Wit, der als besondere Anerkennung dafür das Krakauer Ehrenbürgerrecht bekam. Ich mache die freundlichen Leser

auf dieses Kunstwerk besonders aufmerksam, es ist wunderschön und erregte sogar die Bewunderung des grossen Thorwaldsen. Die inneren Wände und Kapellen sind mit zahlreichen Grabdenkmälern bedeckt, theils aus weissem, theils aus schwarzem Marmor, einige auch aus Alabaster.

Auch an schönen Malereien hat die Kirche keinen Mangel. Die vorzüglichsten sind: das Leben Jesu und der heil. Jungfrau, die heiligen drei Könige (in Florenz gemalt), der heilige Lorenz, und die Empfängniss Mariä. Den grössten künstlerischen Werth hat jedoch die Abnahme Christi vom Kreuze, welches ein Werk des berühmten Thomas Dolabella ist.

Ueber dem Hochaltare sind Fenster von gefärbtem Glase im alterthümlichen Geschmace und trotz des hohen Alters noch von seltenem Farbenglanz. Das Gotteshaus enthält ausser der Hauptorgel noch zwei kleinere; eine vierte, die königliche genannt, wurde im Jahre 1821 abgebrochen, und ihren Platz nimmt jetzt ein Bild ein, Christus unter den Schriftgelehrten darstellend, das von Michael Stachowicz gemalt ist.

Zum Schlusse sei noch gesagt, dass diese Kirche wegen ihrer Lage in der Mitte der Stadt, wegen des zu jeder Stunde dort gehaltenen Gottesdienstes, vielleicht auch wegen der herrlichen Musik, die man hier hören kann, die besuchteste Krakau's ist.

Die Kirche Peter und Paul

liegt in der Grodzker Strasse und ist eine der ansehnlichsten hiesiger Stadt. Hier stand früher ein anderes

Gotteshaus, die St. Peterskirche genannt, die bei einer Feuersbrunst im Jahre 1455 niederbrannte. Die jetzige ist durch König Siegmund III. erbaut und den Jesuiten eingeräumt worden, die sich unter seiner Regierung eingeschlichen hatten. Ihr im römischen Geschmack ausgeführter Bau wurde erst 1597 beendigt, wo am 23. Juni der Schlussstein mit grossen Feierlichkeiten gelegt wurde. Sie ist mit Kupfer gedeckt und von der Strasse getrennt durch ein eisernes Gitter, auf welchem sich die Bildsäulen der 12 Apostel befinden. In ihr befinden sich 9 Kapellen, so wie auch verschiedene gediegene Gemälde, unter anderen eine heilige Familie.

Die heil. Dreifaltigkeitskirche.

Da wo dieselbe steht, war früher ein heidnischer Tempel, wie die alten Chroniker behaupten. Name des Gründers und Zeit der Erbauung ist unbestimmt, erst von 1223 datiren sich bestimmtere Nachrichten; in diesem Jahre wurde sie Dominicanermönchen eingeräumt, bestand aber noch aus Holz. In ihrer jetzigen Gestalt hat sie der Bischoff Iwon erbaut und milde Hände haben sie in jeder Hinsicht aufs reichlichste ausgestattet. Der Styl derselben ist gothisch. In ihr treffen wir 11 Kapellen, die vorzüglichsten davon sind:

Die Kapelle des heil. Jacek, welcher in dem mit dieser Kirche verbundenen Dominicanerkloster lebte, 1257 starb und 1694 heilig gesprochen wurde.

Die Rosenkapelle, so genannt wegen des schönen bronzenen Denkmals, welches der König Johann Albrecht

zu Ehren des gelehrten Callimach Buonacorsi, Lehrer Kasimir des Jagellonen, hier errichten liess.

Bei dem Hochaltare ist das Denkmal Leszek des Schwarzen, Herzogs von Polen, welcher im Jahre 1289 starb und seinem Willen gemäss in dieser Kirche auf der linken Seite des Chores begraben liegt. Vor diesem Altar, im sogenannten kleinen Chore ruhet in einem marmornen Grabmale die Asche des Bischofs Iwon, ersten Gründers dieser Kirche. Die darin befindlichen Bilder haben keinen besonderen Werth, um so mehr Interessantes enthält jedoch die Klosterbibliothek.

Die Franziskanerkirche.

Sie gründete, sammt dem daran befindlichen Kloster, König Boleslaus der Verschämte auf Antrieb seiner frommen Mutter gegen das Jahr 1232 und bevölkerte letzteres mit Mönchen, die er aus Prag kommen liess. — Im Jahre 1289, als die Truppen des Herzogs Heinrich von Breslau ganz in der Stille bei Krakau vorgerückt waren und sich der Stadt bei Nachtzeit im Einverständniss mit der Besatzung bemächtigten, wäre der König Wladislaus Lokietek fast in seine Hände gefallen, da er auf einen solchen Einfall seiner Feinde gar nicht gefasst war. Er flüchtete sich in dieses Kloster, wo er Schutz fand, konnte aber nur mit grosser Mühe über die Mauer kommen.

Die Kirche, welche mehrmals von Feuersbrünsten zu leiden hatte, ist in Form eines Kreuzes gebaut. Gleich in der Vorhalle derselben finden wir eine liegende Bildsäule

von bedeutender Grösse, welche nach einer Sage das Denkmal des Grafen Andreas Tęczyński sein soll, welcher 1461 an dieser Stelle bei Gelegenheit eines Volksaufstandes ermordet wurde.

Nachdem während der österreichischen Herrschaft in Krakau mehrere Kapellen anderweitige Benutzung gefunden, existiren deren heutigen Tages nur noch drei, worunter die des Leidens Christi die merkwürdigste ist. Sie wurde durch den Krakauer Bischoff Martin Szyszkowski gegründet und ist so gross, dass sie fast eine Kirche in der Kirche genannt werden kann; sie besitzt auch ihre besondere Kanzel und Orgel.

Der Maler Thomas Dolabella verschönerte die Kirche mit seinem Pinsel. Dicht bei dem Hochaltare erblicken wir das jüngste Gericht und den über die Sünder erzürnten Gott, welchen der heil. Dominicus und Franziskus mit Bitten bestürmen. Beide Gemälde hängen ziemlich hoch und sind schlecht erhalten, so dass sich die frühere Schönheit kaum erkennen lässt. Das jüngste Gericht hängt links am Eingange zum Altar, den unteren Theil, der dem Auge am nächsten liegt, bildet die Hölle, und in ihr erblickt jeder gute Protestant zu seinem grossen Schrecken den Reformator Luther, Melanchthon, Zwingli und andere Gelehrte, die dem Protestantismus anhängen — umzischt von den höllischen Flammen; katholische Geistliche liegen nicht in diesem Pfuhle, wohin so heilige Leute natürlich auch gar nicht gehören.

So unsinnig diese Schilderei auch sein mag, so befindet sich in derselben Kirche schief gegenüber doch

noch ein Bild, welches nur der blindeste Fanatismus dulden kann. Es stellt die heilige Jungfrau vor, auf einem alterthümlichen Wagen sitzend; letzterer ist bespannt mit allerhand fabelhaften Thieren, die Zügel aber hält das Christuskind. Voran gehen eine Menge Geistliche und die Spitze des Zuges bilden Trompeter, welche mit vollen Backen blasen und im Begriff sind, in ein Thor einzutreten, welches die Pforte des Himmels vorstellen soll. Engel und Heilige schweben in den Lüften und scheinen sich des Einzuges zu freuen. — Dicht bei der Wagenspur ist eine Vertiefung, die sich ganz wie ein Strassengraben ausnimmt, und welche die gegen alle Regeln der Perspective gemalte Hölle vorstellt. In ihr sehen wir wieder die wohlgetroffenen Köpfe der Reformatoren, besonders Luther ist gar nicht zu verkennen. Sie liegen wieder von Flammen und Schwefel umzischt da, und ihre Mienen verrathen die innere Qual, welche sie empfinden. — Hiermit ist aber der unbarmherzige Maler noch nicht zufrieden; hinter den armen Gepeinigten sehen wir Teufel und scheussliche Dämonen, welche mit Marterwerkzeugen, dem Dreizaack des Neptun ungemain ähnlich, deren Qual noch erhöhen.

Man beschuldige mich hierbei keiner Uebertreibung, man sehe diese Bilder selbst an, und staune, dass solcher Skandal in einem civilisirten Lande, noch dazu in einer Kirche in dem Jahre 1844 geduldet wird.

Das protestantische Preussen gehört bekanntlich zu den drei Schutzmächten Krakau's, und dass dieser Staat noch nicht auf Entfernung dieser so albernem als beleidigenden

Gemälde gedungen hat, ist ein eben so grosser Beweis von deutscher Mässigung und Erhabenheit über derartige Tölpelci, als andererseits deren Existenz am zeitherigen Orte ungemaine Plumpheit und Mangel an Takt von Seiten der betreffenden Geistlichkeit kund giebt.

Mannigfache Sympathien ziehen mich nach Preussen hin, und ich will es daher umgehen, hier aufzuzählen, wie wahrhaft edel sich dieser Staat stets gegen Krakau gezeigt hat, damit man mir nicht etwa eine gewisse Parteilichkeit Schuld geben möge. Wie grosse Verbindlichkeiten der Freistaat gegen Preussen hat, darüber ist hier nur eine Stimme.

Unsere hiesigen Geistlichen, die, wie überall, einen Staat im Staate bilden, nehmen aber davon keine Notiz und haben dies vor wenigen Jahren durch einen Act, der an Infamie grenzt, beurkundet. Der allverehrte hochselige König Friedrich Wilhelm III. starb. Nachdem nun bei dem Tode der anderen Schutzherrn Krakau's, nämlich des Kaisers Alexander und des Kaisers Franz, in einer hiesigen katholischen Hauptkirche ein Trauer-gottesdienst gehalten worden war, so ordnete der Senat einen solchen auch für den eben erwähnten Monarchen an. Der Präsident Schindler und zwei andere Geistliche, die jener Zeit im Senate sassen, halfen diesen Beschluss decretiren, bekamen aber sonderbarerweise unmittelbar darauf von ihren Aerzten den Rath, die Landluft zu geniessen, und verliessen somit die Stadt. Die fragliche Feierlichkeit sollte in der St. Marienkirche vorgenommen werden, aber die Priester derselben weigerten sich dessen

mit dem Bemerken, „dass sie für die Seligkeit eines ketzerischen Monarchen, der im Tode noch dem verdammenswerthen lutherischen Glauben angehangen, nicht beten könnten und wollten.“ Der Senat, seines Vorstandes beraubt, schritt nicht weiter ein und die Pfaffen setzten ihren Willen durch. — Wäre Preussen jener Zeit hier nicht durch einen ungemein friedfertigen Consul vertreten gewesen, einen kränklichen Mann, der sorgsam jeden Conflict vermied, so würden die widerspenstigen Geistlichen doch den Kürzern gezogen haben; in dem vorliegenden Falle ereignete sich aber nichts Weiteres, und der Trauergottesdienst wurde nur in der evangelischen Kirche abgehalten. — Nachdem Se. Majestät der jetzige König den Thron bestiegen, begab sich der Präsident Schindler, von einem Senator begleitet, nach Berlin, um ihm im Namen des Freistaates Krakau Glück zu wünschen. Sie wurden aufs gnädigste empfangen und mit reichen Geschenken entlassen. Beiden Herren mag aber doch in Berlin das Herz ein wenig geklopft haben, wenn sie an die unwürdige Behandlung zurückdachten, die das Andenken des hohen Entschlafenen in Krakau erfahren.

Wir kehren zur Franziskanerkirche zurück und bemerken dort rechts vom Hauptaltare eins der ältesten Denkmäler Krakau's, nämlich das Boleslaus des Verschämten; es ist ein Basrelief in halber Lebensgrösse und in die Mauer eingesetzt. Man hält dasselbe für das Obertheil seines Sarges. Er starb 1279 in Krakau im 58. Jahre seines Lebens und dem 37. seiner Regierung.

Ich schliesse die Schilderung der sonstigen hiesigen Tempel und erwähne nur noch

Die Kirche zum heil. Martin.

Sie wurde gegen das Jahr 1296 von Peter Dunin erbaut, der zuerst gemauerte Gotteshäuser in Polen einführte und deren nicht weniger als 77 errichtete. Gegen 1618 wurde sie den aus den Niederlanden eingewanderten Karmelitern übergeben, 1638 reparirt, kam aber später, nachdem die Mönche sich nach einem Kloster auf der Wessola übergesiedelt hatten, sehr in Verfall; der Senat der freien Stadt Krakau stellte sie endlich zur Verfügung der hiesigen evangelischen Gemeinde, welche an ihr eine dem Zweck entsprechende Wiederherstellung übernahm.

Die Universität

Krakau's verdankt ihren Ursprung dem König Kasimir dem Grossen, diesem braven Monarchen, der so viel Gutes für Polen that.

Handlung und Wissenschaft
Hoben mit Muth und Kraft
Ihr Haupt empor,

so lange Kasimir regierte. Bevor diese Anstalt ins Leben gerufen wurde, mussten die jungen Polen, wenn sie studiren wollten, die Hochschulen Italiens oder Frankreichs besuchen, was natürlich für sie mit manchen Unannehmlichkeiten verknüpft, Manchem auch aus pecuniären

Rücksichten schwer oder unmöglich war. Sei es nun, um diesem Uebelstande abzuhelfen, oder geschah es darum, um deutschen Fürsten nicht nachzustehen, welche um jene Zeit die Universitäten zu Wien und Prag errichteten, kurz 1364 gründete Kasimir die hiesige Hochschule und zwar in dem Dorfe Bawol, da, wo jetzt die Judenstadt Kasimirz steht. Sie erhielt vom Papst ihre Bestätigung, doch mit der Einschränkung, dass von den dort zu lehrenden Fächern die Theologie ausgeschlossen sein sollte. Sie wurde vom König in jeder Beziehung reich dotirt und der Stadt Krakau die Verbindlichkeit auferlegt, dieses Institut in allen seinen Vorrechten zu schützen und nie Beeinträchtigung darin zu gestatten.

Im Jahre 1370 starb Kasimir, und sein Tod hinderte ihn, in Bezug auf die Universität Das zu vollenden, was er angefangen hatte. König Wladislaus Jagello, besonders aber seine Gemahlin Hedwig, Enkelin des verstorbenen grossen Königs, nahmen sich seines Werkes mit allem Eifer an, erwirkten vom Papste Bonifacius IX. auch die Erlaubniss zur Errichtung eines theologischen Lehrstuhles und verlegten das Institut von seiner früheren ungesunden und sumpfigen Stelle nach der Stadt. Die Uebersiedelung erfolgte unter vielen Feierlichkeiten im Jahre 1400.

Doch der Glanz dieser Hochschule fing schon unter Siegmund III. an zu erlöschen; namentlich trugen dazu die vielen Streitigkeiten mit den Jesuiten bei, welche, der Universität abhold, bemüht waren, eine andere Akademie zu errichten, die unter ihrer Leitung stehen sollte.

Jetzt wird sie von 149 Studenten besucht und bei ihr sind 37 Professoren und Lehrer angestellt. Zwei bis vor wenigen Jahren vorhanden gewesene sogenannte Bursen oder Häuser, wo arme Studenten unentgeltlich Wohnung fanden, brannten ab; früher bestanden deren neun.

Die Bibliothek besitzt 45,000 Bände und 2210 Handschriften; ausserdem sind mehrere wissenschaftliche Cabinets mit der Hochschule verbunden. In dem vor der Stadt gelegenen botanischen Garten, der sich jedoch nicht im entferntesten mit anderen ähnlichen Anlagen messen kann und fast blos zu einer netten Gartenanlage für Spaziergänger herabgesunken ist, befindet sich die Sternwarte, welche unter der Leitung eines höchst sachverständigen Astronomen steht und zu den vorzüglicheren gehören soll.

Dem weiteren Verfall dieser alterthümlichen Hochschule ist nicht vorzubeugen, da sie von Ausländern nicht besucht werden darf. Die Frequenz vermindert sich von Jahr zu Jahr, und manche Professoren haben nur 2 oder 3 Zuhörer.

Ich bin weit entfernt, die Massregeln der preussischen, russischen und österreichischen Regierung zu tadeln, nach welchen sie ihren Unterthanen hier zu studiren verbieten; sie haben gewiss triftige Gründe dazu. Ganz sonderbarer Weise sind aber noch bis auf den heutigen Tag der Fürst Metternich österreichischer-, der Baron von Werther preussischer- und Herr von Uwaroff russischer Seits die Erhalter dieser jagellonischen Hochschule; die von den resp. Regierungen dieser Herren getroffenen Verfügungen hinsichtlich ihrer Schutzbefohlenen

bezwecken indessen nicht sowohl die Erhaltung der Anstalt, als vielmehr ihre Vernichtung. Wäre aber auch der Besuch der Universität freigegeben, so dürfte sie immer doch nur sehr wenige Zöglinge aus dem Auslande besitzen, denn das hiesige Studentenleben kann Keinen anziehen, der etwas vom deutschen Studententhum gelesen oder gehört hat, und ein munterer Musensohn würde in den ersten 8 Tagen, die er unter seinen hiesigen Mitbrüdern verweilen müsste, gemüthskrank werden. Der hiesige Student ist so solid, dass er keinen Commerce, keine Burschikosität, keinen Gesang, nicht einmal das solide und wohlbekannte „*Gaudeamus*“ kennt. Ich will jedoch keineswegs behaupten, dass diese Herren von der Mutter Natur kein Organ für Fidelität erhalten hätten; dasselbe mag sich nur in Krakau'scher Luft nicht gut entwickeln können, denn Einzelne, die zur weiteren Ausbildung deutsche Hochschulen besuchen, werden dort flotte Bursche und holen das hier Versäumte wacker nach.

Rücksichtlich der geringen Frequenz der Jagellonischen Universität ist von hellen Köpfen schon öfter der Antrag gemacht worden, dieselbe in eine gediegene, den Anforderungen der Zeit entsprechende Realschule zu verwandeln, ihre grossen Fonds aber zu Stipendien zu verwenden, um damit ausgezeichnete junge Leute bei ihren Studien im Auslande zu unterstützen, das sie, um ganz tüchtig zu werden und um von den Koryphäen der Wissenschaften zu profitiren, ohnedem häufig besuchen. Leider verfährt man auf der hiesigen Universität ganz nach dem österreichischen Schlendrian, die jungen Leute

müssen Sachen lernen, von denen sie nie einen Nutzen zu ziehen vermögen: der Jurist muss Algebra, der Astronom Jura studiren, und es soll mich nicht wundern, wenn die Hebammen, welche in dem „*Zdanie Sprawy*“ vom Jahr 1844 oder dem Berichte an den Landtag in einem und demselben Paragraphen mit der Universität abgefertigt werden, für die Folge auch ein Staatsexamen in der Goldmacherkunst oder der Quadratur des Zirkels bestehen müssen.

Der Volksunterricht oder die Bauernschulen sind noch sehr zurück; es sollen deren 37 im Gebiete Krakau's bestehen, worin 3062 Kinder unterrichtet werden. Die Zahlen, obschon sie einem amtlichen Berichte entlehnt sind, kann ich nicht verbürgen. Im Allgemeinen sind die Krakauer Dorfschullehrer besser daran, als ihre ausländischen Amtsgenossen; neben dem Gehalte, der 50 bis 100 Thaler jährlich beträgt, haben sie freie Wohnung, etwas Feld, einen kleinen Verdienst als Organisten oder etwas Aehnliches. Dabei sind sie nur die Hälfte des Jahres, und zwar die kleinere Hälfte beschäftigt. Sobald nämlich der Monat März oder April herankommt, geht kein Bauernkind mehr in die Schule; sie helfen dann den Aeltern bei ihren ökonomischen Arbeiten, hüten Vieh, oder thun gar nichts; überhaupt werden die Schulen von Seiten der Aeltern meist nur als ein Mittel benutzt, die Kinder im Winter nicht frieren zu lassen. Im Frühling, Sommer und Herbst, wenn die Schuljugend wichtigere Beschäftigungen hat, suchen auch die Herren Schulmeister andere Nahrungsquellen auf und man findet sie in ganz

heterogenen Situationen. So sah ich z. B. mehrere Jahre hinter einander in Danzig einen Dorfschulmeister aus dem Krakau'schen Gebiete, welcher sich als Aufseher bei Weizenverschiffungen verdingt hatte, die in der Regel Anfangs Mai von hier bewirkt werden. Auf meine Frage, wie er denn so lange sich von seinen Zöglingen trennen könne, erwiderte er ganz einfach, „dass, so lange die Sonne warm scheine und die Kartoffelernte nicht beendet sei, kein Bauernjunge die Schule frequentire, er mithin zu Hause überflüssig sei.“ Der Mann hat aber auch vollkommen Recht; Schulzwang oder Strafen für die Aeltern, welche die Kinder nicht in die Schule schicken, sind bis heute, wenigstens dem Namen nach, nicht vorhanden.

Jeder Fremde wird sich wundern, dass er in dem Krakau'schen Gebiete je 50 Schritte auseinander auf dem Rasen der Strassengräben ein Kind oder eine alte Frau erblickt, die ein Schwein, eine Kuh, ein Pferd oder eine Gans hüten. Jedem Unbefangenen fällt diese enorme Zersplitterung der Kräfte auf, in der That ist sie auch fast himmelschreiend, denn wo die Anwendung eines einzigen Gemeindegirten hinreichen würde, benutzt man an dessen Stelle hundert andere Personen und verliert dadurch in jeder Beziehung an physischen und moralischen Kräften. Freilich sind nicht überall Gemeindegirten, wo sich das Vieh durch einen Hirten besorgen liesse, aber auch da, wo diese nicht sind, könnte man ganz andere Anordnungen treffen.

Die jetzige Regierung arbeitet sehr darauf hin, diese Uebelstände zu beseitigen, und mit der Zeit wird es ihr auch gelingen, besonders da jetzt die Bauern mehr und mehr dem Branntwein entsagen und einsehen lernen, was ihnen frommt und nicht frommt. In der That ist es bewundernswerth, wie plötzlich die Landleute ihrem Abgote — dem Branntwein — entsagten und was für ein richtiges Urtheil sie über ihre Vergangenheit und ihre Zukunft fällen. Die Leute sagen ganz einfach:

„Der Schnaps war unser Verderb, durch ihn wurden wir dumm erhalten und durch ihn bereicherten sich unsere Grundherren; jetzt wollen wir reich und sie sollen arm werden.“

Hierbei urtheilen die Leute gar nicht falsch; denn sobald der so vielseitig in Anregung gebrachte Mässigkeits-Verein sich weiter verbreitet, wozu es allen Anschein hat, sind viele Gutsbesitzer ruinirt, es sei denn, sie folgen dem Drange der Zeit und bereiten für das Landvolk ein gutes und gesundes Bier als Ersatz für den Schnaps.

Der polnische Branntwein mundet übrigens weit besser, als der preussische; woher dies kommt, weiss ich nicht. Ich habe als Soldat auf dem Marsche, besonders bei Nachtzeit, oft einen polnischen Schnaps getrunken und kann auf Soldatenchre versichern, dass sich weder Gemüth noch Gewissen nach einem solchen Genusse unwohl befunden hat. Wahlspruch muss freilich dabei sein:

Never too much
And never too little.

Die Art und Weise, wie man in dem Krakau'schen Gebiete die Landleute zu dem Beitritte zum Mässigkeitsverein veranlasst, ist sonderbar. — Ich will mir jedoch kein weiteres Urtheil darüber erlauben, vielleicht giebt es weit klügere Köpfe als ich, die die Sache ausgeheckt haben, und ich bescheide mich dann gern.

Hier zu Lande wurde die Sache folgendermassen eingeleitet:

Der Pfarrer des Ortes hielt eine Predigt, worin er seinen Gemeindekindern das Laster des Trunkes in den schwärzesten Farben schilderte und sie ersuchte, dieser Leidenschaft zu entsagen. Ein Jeder, welcher sich hierzu entschliesst, bekommt folgende Denkschrift:



Im Namen Gottes!

Der Mässigkeits-Verein,

gestiftet unter dem Schutze der Empfängniss
der gebenedeieten Jungfrau Maria.

Nr.

Beitritt zum Vereine.

Ich verspreche hiermit feierlich vor Gott, meinem Schutzengel, und der ganzen Welt, mit Gottes Hülfe allen gebrannten Wassern zu entsagen, als: Branntwein, Liqueur und Arrak, was aber die anderen Getränke anbetrifft, Mass zu halten, so wie auch Jeden zum Beitritt aus allen Kräften aufzumuntern, indem ich mich aller Schande in der menschlichen Gesellschaft unterwerfe, wenn ich je diesem feierlichen Versprechen untreu werden sollte.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.

. den . . . ten 1844.

Motive zur Mässigkeit.

Heilige Schrift.

1. Als die Philister assen, tranken und sich lustig machten, stürzte das ganze Haus über ihnen zusammen, und begrub an 3000 Philister.

2. Als Holofernes am meisten berauscht war, schlug ihm das Weib Judith den Kopf ab. Jud. 12, 9.

3. Alles was berauschen kann, sollt ihr nicht trinken, damit ihr nicht sterbet. Lev. 10, 9.

4. Seid auf der Hut, damit nicht Eure Herzen mit Speise und Trank überladen werden, und dass Euch nicht das jüngste Gericht überrasche.

5. Die Nacht ist vergangen und der Tag herangerückt, lasst uns daher die Werke der Finsterniss bei Seite setzen, und uns mit der Waffe des Lichtes bekleiden, wie wir bei Tage anständig einhergehen, und nicht bei Gelagen und Schlemmereien, nicht in Betten und Unzucht. Röm. 13, 5.

6. Weder Diebe noch Trinker werden in das Himmelreich kommen. 1. Cor. 6, 10.

7. Höre auf mich, mein Sohn, und sei weise; wohne den Trinkgelagen nicht bei, denn die sich dem Trunke ergeben, gehen zu Grunde. Prov. 23, 19. 20. 21.

8. Gehet in Euch, Ihr Trinker, und weinet über Euch. Joel 1, 5.

Aus der täglichen Erfahrung.

1. Die Trunkenheit raubet dem Menschen die Gesundheit und verkümmert ihm das Leben; mithin ist der Trinker sein Selbstmörder, obgleich er seines Lebens Wächter und nicht dessen Herr ist.

2. Trunkenheit beraubt den Menschen seines guten Rufes, der doch sein grösster Schatz sein sollte; folglich ist der Trinker mit Schande beladen, und der Verachtung aller ehrbaren Leute preisgegeben.

3. Trunkenheit setzt den Menschen, das Ebenbild Gottes, unter die niedrigsten und dümmsten aller vernunftlosen Thiere, denn das Thier trinkt nur so viel, als es zur Stillung seines Durstes bedarf, und zwar nur dann,

wenn es vom Durste geplagt wird, aber nicht Branntwein, sondern nur Wasser, welches von Gott für jedes lebende Wesen geschaffen. Mithin ist der Trinker unter allen Geschöpfen das unwürdigste, und er verdient weder Mensch genannt, noch in die menschliche Gesellschaft aufgenommen zu werden.

4. Die Trunkenheit nimmt dem Menschen Vermögen und Freiheit, und stürzt ihn und seine ganze Familie in das äusserste Elend, wie die tägliche Erfahrung es lehrt. Dies zwingt den Trinker, nach dem Verluste seines Vermögens die Befriedigung seiner unentbehrlichen Lebensbedürfnisse in Diebstahl, Betrug oder irgend einem anderen unwürdigen Gewerbe zu suchen. Kann also ein Solcher in der menschlichen Gesellschaft geduldet werden?

5. Durch die Trunkenheit wird der Mensch einem Wahnsinnigen oder Wüthenden ähnlich; denn ein Betrunkener unterscheidet sich von diesen nur dadurch, dass diese sich in einem unfreiwilligen Zustande befinden, ein Trunkener aber absichtlich Raserei und Wuth sucht.

5. Die Trunkenheit benimmt dem Menschen vor den Augen der Welt alle Scham; denn was er nüchtern auszusprechen nicht wagt, schämt er sich nicht im Rausche zu thun, mithin kennt der Trinker keine Scham.

7. Die Trunkenheit raubt dem Menschen alles Vertrauen bei seinen Brüdern, denn je mehr ein Trinker betheuert, desto weniger glaubt man ihm.

8. Die Trunkenheit macht den Menschen der ewigen Seligkeit verlustig, verdammt ihn für ewige Zeiten; denn der Trunkene stirbt gewöhnlich plötzlich ohne das heilige Sacrament, und kann in der Stunde des Todes keinen Seufzer zu Gott thun, damit er ihm seine Sünden vergeben möge, mithin ist der Trunkenbold schon bei Lebzeiten ein Verdammter der Hölle.

A u f r u f .

Wem Gesundheit und Leben nicht lieb ist,	} Der mag ein Trinker bleiben.
Wer niederträchtig und verachtet sein will,	
Wer dümmer sein will, als ein Thier,	
Wer in Armuth und Elend gestürzt sein will,	
Wer ohne Scham sein will,	
Wer das allgemeine Vertrauen verlieren will,	
Wer ein Verdammter der Hölle sein will,	
Wer aber bei Gesundheit ein langes und glückliches Leben führen will, wer Ehre und Tugend hochschätzt, wer Gott liebt und das Heil seiner Seele, der trete bei zu unserem	

Mässigkeits-Verein.

Gedruckt mit Bewilligung der
Regierung.

Dieser Aufruf, so viel er auch in seiner Abfassung zu wünschen übrig lässt, hat unter den Landleuten Wunder gethan; in vielen Dörfern, wo der Branntweinzwang Hauptrevenue des Gutsbesitzers war, wird kein Tropfen mehr getrunken, die Bauern halten unerschütterlich an ihrem Eide, und wenn wirklich einer die Schenke betritt und ein Glas dieses Getränks fordert, so wird er von den Anwesenden verhöhnt und geplagt, so dass er sich, er mag wollen oder nicht, zum Biere wenden muss. Es war aber auch hohe Zeit, dass dem Unwesen des Branntweintrinkens gesteuert wurde; der Landmann hungerte lieber und ging halb nackend, seinen Wódki musste er aber haben und sich wenigstens Sonntags einen tüchtigen Rausch trinken.

Ich habe sehr oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie sehr sich der trunkene polnische Bauer von dem deutschen unterscheidet. Letzterer fängt in benebeltem Zustande nur zu oft Lärm und Zank an; Prügeleien gehören dann zur Tagesordnung und das Gelag endigt meistens mit blutigen Köpfen. Der Pole dagegen wird trunken der lustigste Mensch von der Welt, er singt und tanzt, wird ungemein zärtlich gegen Freund und Feind. Balgereien gehören zur grössten Seltenheit, und fällt wirklich ein Schlag, so geschieht es nur im Scherz. Wahrhaft ergötzlich ist es mit anzusehen, wie der Pole sich im Rausche benimmt; er eilt zu seinem Gevatter, umarmt ihn halbe Stunden lang, indem er ihn mit Küssen bedeckt; noch possirlicher aber ist es, wenn ein Paar alte Weiber anfangen gegen einander zärtlich zu werden.

Da unter den jetzigen Umständen die ohnedies schon selten gewordenen polnischen Zecher bald ganz aussterben möchten und die nächste Generation von ihnen reden dürfte, wie von vorsündfluthlichen Wesen, so will ich wenigstens zwei derselben der Vergessenheit entreissen.

In der Nähe von Sandomir wohnte ein Edelmann, Namens Malachowski, der erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts starb. Dieser Mann besass einen grossen Pokal, der gegen 12 preussische Quart fasste, und so oft ihn Jemand besuchte, mochte er nun dem höchsten oder niedrigsten Stande angehören, der musste als Gast das Ungethüm leeren, nachdem es ihm der Wirth erst vorgemacht hatte. Wer sich dessen weigerte, wurde je nach den Verhältnissen entweder tüchtig gehänselt, oder durchgeprügelt; letzteres soll namentlich Juden oft begegnet sein. Doch darf nicht vergessen werden, dass der Inhalt des Pokals stets aus Ungarwein bestand.

Die Welt war aber schon jener Zeit so entkräftet und verweichlicht, dass es nur Wenige gab, welche den Becher leeren, mithin bei dem wackern Malachowski einsprechen konnten. Bei durchaus nöthigen Besuchen kam der Fremde schon im voraus mit der Bitte ein, es möchte ihm jene Bedingung erlassen werden; denn nur selten wagte Jemand, sich mit dem Hausherrn zu messen. Eines Tages aber erschien plötzlich ein Bettelmönch und bat um milde Gaben. Malachowski, froh, dass er einen Gast bekomme ohne Anspruch auf freien Abzug, versprach ihm ein reiches Geschenk, liess den Pokal füllen, trank ihn auf das Wohl des geistlichen Bruders aus und machte dann die Nagel-

probe. Jetzt kam die Reihe an den Gast. Er trank waker zu, als er aber ebenfalls die Nagelprobe machen wollte, fand Malachowski, dass noch ein wenig im Becher übrig geblieben war; er erklärte daher, die Sache müsste von vorn wiederholt werden, und fragte den Mönch barsch, warum er nicht ausgetrunken habe. Letzterer erwiderte, der Wein habe ihm nicht geschmeckt, ja er habe ihm zuletzt die Gurgel so zugeschnürt, dass nichts mehr hinuntergelaufen. Der erzürnte Malachowski liess nun eine bessere Sorte bringen und einschenken, allein der Pfaffe trank zum wiederholten Male nicht aus und gab hiervon wieder obigen Grund als Ursache an. Jetzt liess sein Wirth das Mutterfässchen anzapfen, den Becher aufs Neue füllen und erklärte, wenn er jetzt nicht austrinken werde, so wolle er den Feinschmecker braun und blau schlagen lassen. Der Pfaffe setzte an und leerte den Pokal auf einen Zug. Malachowski, vor Erstaunen ausser sich, sagte, er habe seinen Meister gefunden, und schaffte von dem Tage an den Becher und die zeitherige Hausregel ab.

Bei einem ähnlichen Falle war ich Augenzeuge. Ich befand mich auf einem polnischen Grenz-Zollamte in der Nähe, als der Bürgermeister eines benachbarten Städtchens von einer Rückreise von Krakau dort eintraf. Bei der Durchsicht seines Gepäcks fanden die Zollbeamten ein Fässchen Ungarwein von etwa 16 preuss. Quart und bestanden auf dessen Versteuerung. Obschon der Bürgermeister hoch und theuer versicherte, der Wein sei nur für ihn auf der Reise bestimmt und werde ausgetrunken, bevor er

nach Hause käme, so wolte man ihm dies doch nicht glauben. Der Mann kam hierüber in Eifer, versicherte, er habe in seinem Leben noch nicht gelogen und werde es auch jetzt nicht anfangen wegen elender 4 Garniec Wein. Darauf schlug er den Zapfen vom Fasse, setzte seine Oeffnung an den Mund und trank den ganzen Inhalt mit einem einzigen Absatze aus. Darauf nahm er das Fass, warf es den Zöllnern vor die Füsse, so dass es in Stücken zerbrach, und — es war vollkommen leer. Der Reisende hielt sich noch längere Zeit auf dem Zollamte auf, ich habe aber nicht die mindeste Spur von Trunkenheit an ihm bemerkt. Ich setzte daher dem Manne die Gesetze der Bier-Monarchie zu Lichtenhain bei Jena auseinander und ermunterte ihn, dort Herzog Vaduz zu werden, was er auch versprochen hat.

Das Tuchhaus

ist ein gewältig grosses, mitten auf dem Ringe liegendes Gebäude, welches Kasimir der Grosse für die hiesigen Kaufleute als Niederlage errichten liess, zu welchem Zwecke es auch heute noch benutzt wird. Es enthält auf jeder Seite 18 Gewölbe, den Eingang zu denselben bildet ein gewölbter Saal, mit dem Gebäude selbst von gleicher Länge; er ist nämlich 180 Ellen lang, 18 Ellen breit und kann gegen 6000 Personen fassen. Bei besonderen Gelegenheiten wird er zu Bällen benutzt, was aber in der neueren Zeit lange nicht vorgekommen ist. Die Regierung bemüht sich, dieses alte ehrwürdige Gebäude zu erhalten und wünscht, es

von den vielen elenden Buden und Aubergen zu befreien, welche dasselbe verunstalten; allein ihr Bestreben will ihr nur langsam gelingen.

Das Theatergebäude

liegt am Stephansplatz und wurde vor wenigen Jahren hergerichtet. Der Baukünstler, den Sparsamkeit verleitete, die vorhandenen Mauern eines früher dort gestandenen Hauses zu Thaliens Tempel zu benutzen, liess dieselben stehen und baute darauf weiter. Doch diese Mauern gaben später nach, man zog auf die kostspieligste Weise andere darunter, und die veranschlagte Summe wurde dabei so wesentlich überschritten, dass man auf das Aeussere des Baues nicht viel verwenden konnte. Es ist eine recht klägliche Erscheinung, die besonders durch die kleinen Fenster noch mehr hervortritt. Indess sein Inneres ist um so netter ausgestattet, zwar einfach, aber dem Auge schmeichelnd. Die jetzige Direction hat das Theater ungemein gehoben. Die Maschinerien sind vorzüglich, die Coullissen stammen grossentheils von Gropius in Berlin, und die Schauspieler sind sehr wackere Leute. Ganz besonders gut pflegt man die kleinen aus dem Französischen übersetzten Lustspiele aufzuführen; bei Opern reichen die Kräfte häufig nicht aus, was um so weniger Verwunderung erregt, als das Theater sich selbst erhalten muss, indem es vom Staate keine Unterstützung bekommt. Erst jetzt auf dem eben beendigten Landtage hat man ausnahmsweise für die Direction die Summe von 20,000 Gulden notirt, welche Beisteuer ihr sehr zu gönnen ist.

Die Umgebungen von Krakau

sind ungemein reizend und bieten eine Menge Punkte zu den belohnendsten Excursionen dar. Ein französischer Schriftsteller sagt darüber:

„*Cette belle ville (Cracovie) se découvre dans une plaine la plus agréable du monde. La terre rit aux yeux des passans, comme aux coeux des laboureurs, et l'ondirait, que le soleil ne la quitte qu'à regret, après lui avoir donné mille témoignages de son amour.*“

In diesen Zeilen ist auch nichts Uebertriebenes, und wenn es dem Fremden die Zeit nur irgend gestattet, so möchte ich ihm rathen, nach dem nahe gelegenen Mogilany (die erste Station von Krakau nach Wien, etwa 1½ Meile von hier gelegen) zu fahren und von dort aus einen Blick auf die Stadt und deren reizende Umgebung zu werfen. Ein grösseres, lieblicheres Zusammenkommen von Schönheiten lässt sich kaum denken; dem Auge bietet sich eine wellenförmige Ebene dar, welche, wohl angebaut und grüne Wiesen mit Getreidefeldern abwechselnd, Krakau in sich schliesst. Links liegt das alte Kloster Tyniec, das anmuthige Bielany, der Kościuszko-Hügel. Durch den grünen Teppich schlängelt sich, einem Silberfaden ähnlich, die Weichsel. Wendet man sich um und blickt nach der entgegengesetzten Seite, so präsentiren sich uns die letzten Abdachungen der Karpathen in Gestalt hoher, mit Wald bewachsener Berge, über denen die Ruinen des alten

Schlusses Landskron traurig hervorragen. — Im Ganzen hat die Aussicht hier viel Aehnlichkeit mit der vom Ballenstädter Schlosse am Harz, nur findet man auf letzterem Punkte, dem auch das Wasser abgeht, nicht diese grosse Abwechslung.

Bei einer kurzen Beschreibung der interessanteren Punkte um Krakau beschränke ich mich hauptsächlich auf diejenigen, welche im Gebiete des Freistaates liegen, obschon sich über das im Königreich Polen gelegene Oiców, gemeinlich die polnische Schweiz genannt, auch Manches sagen liesse, so wie nicht minder über Landskron und Kalwarya, die zu Galizien gehören. Ich beginne mit dem alten Königspalaste

L o b z ó w,

$\frac{1}{4}$ Meile von Krakau gelegen. Der Beschauer mag sich aber mit den bescheidensten Ansprüchen in der Welt dahin verfügen, denn von seiner frühern Pracht und Anmuth hat dieses Schloss auch nicht das Mindeste mehr aufzuweisen. Der Zahn der Zeit hat Alles zernagt.

Erbaut wurde es zuerst 1357 vom König Kasimir dem Grossen, welcher, da das nächste königliche Lustschloss Niepolomic 3 Meilen von Krakau entfernt war, das Bedürfniss fühlte, näher an der Stadt einen Aufenthalt zu besitzen, wo er von den Sorgen der Regierung ausruhen konnte. Die Anforderungen jener Zeit müssen sehr gering gewesen sein, denn der reiche und mächtige

Kasimir liess dieses Schloss, welches bald sein Lieblingsaufenthalt wurde, nur von Holz erbauen; erst König Stephan Batory führte dasselbe von Steinen auf, und es ist daher nicht die mindeste Kunde darüber auf unsere Zeit herabgelangt, welche Gestalt dieses Schlösschen ursprünglich hatte.

In Lobzów war König Kasimir ungemein gern, es war die Wohnung seiner Geliebten Rokicinna, welche aber später der schönen Jüdin Esther Platz machen musste, die ebenfalls meistens hier verweilte. Im Garten des Schlosses ist nach altpolnischer Sitte ein Grabhügel aufgethürmt, unter welchem, einer allgemeinen Sage nach, die Gebeine der letztgenannten königlichen Freundin ruhen sollen. Als im Jahre 1787 König Stanislaus August in Krakau war, liess er diesen Hügel umgraben, in der Hoffnung, dort für die alte polnische Geschichte etwas Werthvolles zu finden; er sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht; man stiess weder auf Knochen, noch irgend Etwas, das auf ein Grabmal deuten liesse.

Der noch jetzt im Garten befindliche kleine Teich stiess jener Zeit bis dicht an die Wände des Schlosses; so erzählt die Sage, welche die schöne Esther eines eben so gewaltsamen als fürchterlichen Todes sterben lässt. Nämlich die Grossen des Reiches, besonders aber die Geistlichkeit hatten — so erzählt die Sage — den König wegen seines Verhältnisses zu der Jüdin wiederholt mit den grössten Vorwürfen überhäuft, letzterer endlich dahin gebracht, seiner unwürdigen Leidenschaft ein Ende

zu machen, ergriff die Esther, führte sie ans Fenster und stürzte sie in den Schlossteich, in dessen Fluthen sie ihren Tod fand.

Es hat vielleicht noch keinen Monarchen in der Welt gegeben, der in Folge seiner Liebeshändel dauerndere und grössere Widerwärtigkeiten über sein Land gebracht hätte, als Kasimir. Esther wusste ihn für ihre Glaubensgenossen zu gewinnen; er baute ihnen dicht bei Krakau eine Stadt, die noch heute der Kasimirz heisst, gab ihnen eine Menge Privilegien, und in Folge dessen strömte eine grosse Zahl Hebräer nach Polen und liess sich hier nieder. Noch heute sind sie die Pest und das Verderben des Landes, ganz besonders aber der Landleute. Doch diese fangen jetzt endlich an, nachdem sie dem Mässigkeits-Verein beigetreten, das jüdische Joch abzuschütteln. Ich werde auf diesen Gegenstand später zu sprechen kommen. Kein Wunder also, wenn die von den Juden ausgesogenen armen Polen die Urheberin ihrer Leiden eines elenden Todes sterben lassen, der aber um so unwahrscheinlicher ist, als Kasimir der Grosse schwerlich der Mann war, sich von irgend Jemand Vorschriften machen zu lassen.

Wie schon oben erwähnt, gab Stephan Batory dem Schlosse eine andere Gestalt; auch Siegmund ~~August~~ III scheint, da sich in vielen Fenstern das Wappen der Wasa befindet, darin viel gebaut zu haben. Trotz dem, dass dieser König die Residenz nach Warschau verlegte, hing er doch mit vieler Liebe an Lobzów. In den schwedischen Kriegen litt das Schloss ungemein viel.

Die Gemahlin des Königs Johann Sobieski liess zwar 1692 manches für das Schloss, besonders viel aber für den Garten thun, der ganz im französischen Geschmacke hergerichtet wurde; indess können diese Reparaturen nicht eben nachhaltig gewesen sein, denn eine Inspection schilderte im Jahre 1709 das Gebäude als in sehr traurigem Zustande, während der grössere Theil des Gartens in Wiesen verwandelt worden war. Nachrichten aus dem Jahre 1736 lauten noch trauriger, bis endlich Alles eine wahre Ruine wurde. In diesem Zustande verblieb es, bis in unseren Zeiten die freistädtische Regierung, von dem Wunsche beseelt, dieses Denkmal alter besserer Zeiten zu erhalten, bei Gelegenheit der Erbverpachtung der zu Lobzów gehörigen Gegenstände es zur Bedingung machte, dass das Schloss hergestellt und erhalten werde, was natürlich auch geschah. Seine jetzige äussere Gestalt ist jedoch von der früheren ganz verschieden, die innere Pracht ist verschwunden und nichts von Interesse mehr zu sehen.

König Stanislaus schenkte das Dorf Lobzów nebst Palast und Garten der hiesigen Universität, um deren Einkünfte zu verbessern und um der studirenden Jugend für ihre Studien in der praktischen Geometrie Gelegenheit zu verschaffen. Die österreichische Regierung (1795 bis 1809) nahm jedoch diese Besetzung wie alle anderen Kron-Domänen unter ihre Administration, so wie es auch jetzt noch von der freistädtischen verwaltet wird.

Der Bronislaw-Berg mit dem Kosciuszko-Hügel.

Er liegt auf der Westseite Krakau's, dicht hinter der Vorstadt Zwierzyniec, und hiess früher Sikornik. In dem am Fusse des Berges befindlichen Nonnenkloster lebte eine, im Jahre 1259 im Geruche der Heiligkeit gestorbene Schwester, Namens Bronislaw. Diese pflegte ihr Gebet auf jener Anhöhe zu verrichten, und ihr zu Ehren wurde dort eine kleine Kapelle errichtet, die aber nicht mehr vorhanden ist; die jetzt an der Stelle stehende wurde erst 1759 gebaut. Ausserdem, dass man von diesem Berge aus eine ungemein entzückende Aussicht geniesst, ist er auch ganz besonders berühmt wegen des auf ihm zu Ehren des unsterblichen Helden Kościuszko aufgethürmten Hügel, welches Werk man 1820 begann und bei der allgemeinen Begeisterung für dieses vaterländische Denkmal rasch vollendete. — So klein derselbe von fern aussieht, so sehr ist man überrascht, wenn man sich ihm nähert und ihn auf dem schlangenförmig gewundenen Wege besteigt. Das Auge des Beobachters schwelgt in der herrlichen Aussicht, welche sich ihm, auf dem Gipfel angekommen, darbietet; sie ist ungleich umfassender, als die, welche man vom Schlosse aus geniesst.

Leute, welche bei Errichtung dieses Hügel gegenwärtig waren, können nicht genug beschreiben, mit welcher Wärme sich die Polen für dieses Denkmal interessirten. Ganz unten, so zu sagen, im Grunde desselben befindet sich die mit Polenblut getränkte Erde von den Schlacht-

feldern von Maciejowice und Szczekocin, wo der unsterbliche Heerführer mit der unübertrefflichsten Auszeichnung focht; ja man hatte sogar aus Amerika, für dessen Freiheit derselbe in Gesellschaft des grossen Lafayette und des kühnen Pulawski mitgekämpft hatte, Erde, die den siegreichen Anführer getragen hatte, kommen lassen. An seinem Dokumente arbeiteten viele Hunderte von Menschen, die höchsten Personen des Landes verschmähten es nicht, den Spaten zu nehmen, die vornehmsten Damen mischten sich unter die Arbeiter und erquickten sie mit Speise und Trank. Die Orchester stimmten Nationalmelodien an, und unter Musik und Gesang rückte das Werk rasch seiner Vollendung entgegen. So lange Tugend, Vaterlandsliebe und Tapferkeit in der hohen Bedeutung des Wortes in des Menschen Brust Anklang finden werden, so lange wird Kościuszko in der Erinnerung leben, und in den Augen der Welt wird Alles heilig sein, was zu dem Helden nur irgend in Beziehung steht.

Unweit dieses Gedächtnishügels liegt an dem felsigen Ufer der Weichsel

Das Kloster Bielany

auf einem hohen Berge, welcher auch der Silberberg genannt wird, weil er für ein Silberservice verkauft worden sein soll. Die aus Italien verschriebenen Camaldulensermönche liessen sich hier 1608 nieder, nachdem ihnen der Krakauer Bischoff Bernhard Maciejowski dieses hübsche Kloster nebst Kirche gebaut hatte. Dieser Geistliche, so wie andere

Grosse des Reiches schenkten den Mönchen zu ihrem Unterhalte mehrere Dörfer. Im Jahre 1655, als sich der Schwedenkönig Karl Gustav der Stadt Krakau näherte, liess der polnische Heerführer Stephan Czarniecki die Vorstädte niederbrennen. Der unglückliche König Johann Kasimir war jener Zeit bereits auf der Flucht nach Oppeln begriffen und von der Höhe Bielany's Zeuge des über seine Hauptstadt hereingebrochenen Unglücks. — Im Jahre 1814 wurde die Kirche durch eine Feuersbrunst heimgesucht, welche grossen Schaden anrichtete, wovon jetzt alle Spuren wieder verwischt sind.

Das Kloster liegt auf einem Felsen dicht an der Weichsel und ist von einem anmuthigen Haine umgeben. Die Luft ist herrlich und rein, die Aussicht entzückend, und die Bewohner Krakau's machen gern ihre Spazierfahrten dahin; ganz besonders stark wird es aber an den Pfingstfeiertagen besucht. Ein hübscher, terrassenförmig angelegter Garten umgiebt es, und man muss es den Mönchen lassen, dass ihr Domicil eben so hübsch angelegt, als nett ausgestattet ist.

Diesem Kloster gegenüber auf einem Felsen, aber von der Weichsel, welche hier die Grenze zwischen dem Freistaate und Galicien bildet, getrennt, liegen die Ruinen

des Klosters Tyniec,

welches ehemals das reichste in ganz Polen war, da es nicht weniger als gegen 100 Dörfer besass, die ihm jedoch bei der Theilung des Reiches entzogen wurden.

Bis zum Jahre 1815 wohnten hier Benedictiner; diese wurden jener Zeit in Oesterreich unterdrückt und mussten den Jesuiten Platz machen. Nachdem jedoch im Mai 1831 Kirche und Kloster, von einem Blitzstrahle getroffen, ausbrannten, zogen auch die Jünger Loyola's hinweg. Jetzt ist nichts mehr dort zu sehen, was den Wissbegierigen anziehen könnte.

Wieder auf dem linken Ufer der Weichsel, 2 Meilen von Krakau und 1 Meile von Bielany, finden wir

M n i k ó w,

ein Dorf, welches zu dem letzterwähnten Kloster gehört. Dicht dabei ist ein Labyrinth von seltsam gestalteten Felsen, die gerade so aussehen, als wären sie aus der Erde gewachsen. Sie tragen seltsame Namen, man findet dort eine Kirche, eine Jungfrau und Anderes, womit sie irgend Aehnlichkeit haben sollen: ich muss jedoch gestehen, dass meine Phantasie keines so hohen Fluges fähig ist, um eine solche nur im Mindesten herauszufinden. — Auch hier ist es recht angenehm, obschon die Felsenpartie nicht den entferntesten Vergleich mit dem Adersbacher Felsen-thale aushält.

Drei Meilen von Krakau, die man aber nur theilweise auf Chaussée befahren kann, liegt das hübsche Dorf

Krzeszowice,

welches mit dem Städtchen Nowagóra und noch 34 anderen Dörfern die, der reichen Gräfin Potocka gehörige, Grafschaft Tęczyn bildet. Schon in alten Zeiten waren die hier vorkommenden schwefel- und eisenhaltigen Quellen

bekannt, aber erst 1780 untersuchte sie der Doctor Leonhardi näher und empfahl für Kranke ihren Gebrauch. Der Fürst August Czartoryski liess zur Benutzung der Badenden einige Gebäude aufführen, und seiner Tochter, der Fürstin Lubomirska, verdankt Krzeszowice den weiteren Ausbau. — Obschon die Wässer trefflich sind, die Gegend ungemein romantisch und der Lebensunterhalt sehr billig, so erhielt sich die Anstalt doch nur kurze Zeit im Schwange und die zur Aufnahme der Gäste bestimmten Häuser stehen jetzt leer.

Dicht bei Krzeszowice ist das reizend gelegene Karmeliterkloster Czerna und das Dörfchen Dębik, welches den Geistlichen gehört. Letzteres liefert einen wunderschönen Marmor, aus welchem die unzähligen Denkmale gearbeitet worden sind, welche Krakau's Kirchen zieren. Hier ganz in der Nähe, auf einem hohen waldigen Berge, liegen auch die Ruinen des alten Schlosses Tęczyn.

In Krzeszowice lässt die Gräfin Potocka eine Kirche bauen, welche nach ihrer Vollendung, wenn nicht zu den grössten, doch zu den schönsten des Landes gehören wird. Die Zeichnung zu ihr hat der berühmte Schinkel geliefert. Dieser Bau, der schon 18 Jahre dauert und die enorme Summe von 1,000,000 Thalern gekostet hat, wofür man anderwärts 10 solcher Kirchen bauen würde, nahet nun seiner Vollendung. Von derselben reichen Dame rührt auch die prächtige, schon früher beschriebene und dem Andenken ihres Gemahls gewidmete Kapelle in der Schlosskirche her, deren Einrichtung ebenfalls mit ungeheuern Kosten verbunden war.

Obschon es nun im Ganzen genommen sicher sehr löblich ist, dass solche reiche Leute Kunst und Wissenschaft unterstützen und einen Theil ihres überflüssigen Vermögens auf Werke verwenden, welche noch die Bewunderung der Nachwelt erregen werden, so ist doch andererseits sehr zu bedauern, dass solcher Freigebigkeit nicht eine andere Richtung gegeben wird, die ungleich würdigere Zwecke verfolgte und das Wohl der Menschheit beförderte; ich meine, es wäre besser, wenn von so grossem Ueberflusse dem armen, gedrückten, unter der Last der Frohne fast erliegenden Landvolke etwas zu Gute käme. Denn so bedauernswerth auch das Schicksal der polnischen Bauern im Allgemeinen sein mag, so sind doch die in der Grafschaft Tęczyn unter allen am übelsten daran. Ihre Hütten sind die elendesten, die man im ganzen Ländchen findet, ihre Kleidung besteht in Lumpen, die ein Bettler verachten würde, und selten sind sie so glücklich, eine Kuh oder ein Schwein zu besitzen; vier Tage in der Woche müssen sie Frohndienste leisten, harte Beamten sind ihre Vorgesetzten, kurz man kann sich keine bejammernswertheren Leute denken — und dennoch bleiben ihre Klagen unerhört!

Hätte die Frau Gräfin einen Theil des auf Kirche und Kapelle verwendeten Geldes lieber zu Errichtung guter Schulen in ihren Besitzungen benutzt, auch den fleissigen Kindern Belohnungen gegeben und sie dadurch, so wie noch durch andere Massregeln zum regelmässigen Schulbesuche angespornt, dann wäre die kommende Generation reif, um als freie Leute leben zu können.

Ihre Freilassung würde ein ungleich kleineres Opfer erfordern, als die Aufführung jener toten Steinmassen, und die Bitten von Tausenden dem Elende entrissener Unterthanen für das Wohl der gnädigen Grundherrschaft würden Gott mehr gefallen, als das Geplärre einiger zu diesem Zwecke bezahlter feister Pfaffen, ertönend in einer Kirche, welche ihren Ursprung dem Schweisse der armen Unterdrückten verdankt.

Möchte doch das Auge der sonst so trefflichen und wohlthätigen Gräfin auf diese Blätter fallen; sie wird es mir danken, dass ich eine Saite berühre, die vermuthlich zeither noch Niemand anzuschlagen wagte.

Hiermit schliesse ich die Beschreibung Krakau's und gehe noch zu einer kurzen Schilderung der sonstigen Verhältnisse des kleinen Freistaates über. Von vielen Seiten dürfte mir der Vorwurf gemacht werden, dass ich Manches durch eine zu trübe Brille sah. Ich bescheide mich dessen gern, meine Ansichten theilen jedoch auch andere vernünftige Männer, die die Welt kennen und Vergleiche anzustellen vermögen.

Die höchste Behörde des Freistaates ist

Der Senat.

Er besteht aus dem Präsidenten, 8 Senatoren und 1 Generalsecretair, und in seinen Händen befindet sich die vollziehende Gewalt.

Der Präsident, sowie 6 Senatoren sind immer auf 3 Jahre gewählt, werden indess bei tadelloser Amtsführung nach Ablauf dieser Frist aufs neue bestätigt, 2 der Senatoren sind aber auf lebenslänglich gewählt. Alle diese Herren werden von den 3 Schutzmächten ernannt. Der Präsident des Senats ist gleichzeitig oberster Chef der Landesmiliz, auch die höhere Polizei steht unter seiner unmittelbaren Leitung. — Der jetzige Präsident ist ein Geistlicher; wäre er ein kriegerischer Mann, so könnte sich unter Umständen leicht das mittelalterliche Schauspiel erneuern, dass er als Generalissimus der Krakauer Armee an ihrer Spitze Schlachten lieferte und Festungen eroberte.

Der Senat ist in zwei Departements eingetheilt, in das der Finanzen und in das für die inneren Angelegenheiten und die Polizei.

Der Senat vergiebt die geistlichen Stellen, wo solches ihm vorbehalten ist, und ernennt mit wenigen Ausnahmen alle Beamten, die höheren aber nach Einverständniss mit den schutzherrlichen Residenten, zur Amtsberufung der Gerichtspräsidenten ist jedoch die Zustimmung der Schutzmächte selbst erforderlich. Er entwirft auch alle Gesetzesvorschläge, welche der Repräsentantenkammer zur Abstimmung vorgelegt werden. Diese letztere nun übt die gesetzgebende Gewalt im Lande aus. Die Versammlung derselben findet statt, wenn die Regierung es für nothwendig erachtet und die Schutzmächte das Bedürfniss anerkennen; ihre Dauer darf nie sechs Wochen übersteigen.

Sie besteht aus 30 Deputirten, nämlich aus 2 vom Senate abgeordneten Senatoren, von denen einer den Vorsitz in der Kammer führt, 2 Abgeordneten des Domkapitels, 2 Abgeordneten der Universität, 4 Friedensrichtern und aus 20 von den Wahlcollegien bestimmten Landesabgeordneten. Die Kammer hat jedoch nur solche Gesetzesvorschläge in Berathung zu nehmen, welche vom Senate vorgeschlagen worden sind. Sie betreffen sowohl die Finanzen, als die Civil- und Criminalgesetzgebung.

Im Freistaate bestehen 7 Gerichtsbehörden, nämlich: 1) Friedensgerichte; 2) Milizstrafgericht; 3) Polizeidirection, mit den ihr untergeordneten Districtscommissariaten; 4) das Landesgericht; 5) das Departement der Polizei im Senate; 6) das Obergericht; 7) das oberste Strafgericht.

Friedensgerichte bestehen im ganzen Lande fünf; ihre Functionen sind: Aburtheilung über Gegenstände bis 30 Gulden in erster und letzter Instanz; Urtheilsfällung in Civil-Handelssachen bei Gegenständen zwischen 30 und 300 Gulden; Führung des Vorsizes bei Familienräthen; Versiegelungen und Entsiegelungen bei Verlassenschaften und Cridarverhandlungen bei Handelsleuten.

Das Militair-Strafgericht besteht aus dem Auditeur und den betreffenden Militairpersonen.

Die Polizeidirection führt die Untersuchung bei schweren Polizeiübertretungen und erkennt in erster Instanz.

Das Landesgericht besteht aus einem Präsidenten und 10 Richtern, einem Procurator, einem Unterprocurator und drei Gerichtsschreibern. Der Präsident, die Procu-

ratoren und die eine Hälfte der Richter sind auf lebenslänglich, die andere Hälfte derselben werden auf 3 Jahre ernannt. Das Landesgericht zerfällt in 3 Sectionen und fällt Urtheile in allen Civil- und Handelssachen in erster und zweiter Instanz, mit Ausnahme der den Friedensgerichten vorbehaltenen Rechtsfälle. In Strafprozessen hat es die nach dem österreichischen Codex dem Criminalgericht obliegenden Amtshandlungen zu verrichten.

Das Polizeidepartement im Senate hat bei Polizeiübertretungen, die in ein Verbrechen übergehen, das Urtheil in zweiter und letzter Instanz zu fällen.

Das Obergericht besteht aus einem Präsidenten, 5 Richtern, einem Procurator und einem Gerichtsschreiber; alle sind lebenslänglich angestellt. Es erkennt in dritter und letzter Instanz in Civil- und Handelssachen, bei Strafvergehen vertritt es die nach österreichischer Gerichtsordnung dem Criminal-Obergerichte eingeräumte Gewalt; bei schweren Polizeiübertretungen, die zu Verbrechen gehören, erkennt es in zweiter und letzter Instanz.

Das oberste Strafgericht besteht aus 3 von den Schutzmächten delegirten Gerichtspersonen, von denen einer den Vorsitz führt, sowie aus 2 Richtern des freistädtischen Ober- oder Landesgerichts. Demselben stehen alle nach der hiesigen Gesetzgebung der obersten Justizstelle vorbehaltenen Amtshandlungen zu.

Das Vorstehende enthält die Grundzüge der so oft geänderten, erweiterten und organisirten Constitution

„der freien, unabhängigen und streng neutralen Stadt Krakau mit ihrem Gebiete“!

Das hiesige Handelsgesetzbuch ist nach Art des Code Napoléon eingerichtet, weicht indess in vielen Punkten von demselben ab; die Civil- und Strafgesetze aber sind Oesterreich entlehnt.

Die Vortrefflichkeit der Krakauer Justiz habe ich oft rühmen, eben so oft aber auch verdammen hören. Das Gesetz begünstigt eine Menge Ränke und Schwänke (so würde es der Preusse wenigstens nennen); weiss man diesen nicht genügend zu begegnen und hält man sich nicht an das Sprichwort: „*You must fight the devil with his own weapons*“, dann verliert man ohne Ausnahme den gerechtesten Prozess, und namentlich kommen hier Ausländer bei Rechtssachen herzlich schlecht weg. In Folge dessen giebt es hier eine Menge jüdischer Winkeladvocaten, die dem Benöthigten die grössten Dienste leisten; sie sind mit allen Hunden gehetzt, verstehen jedes Gesetz zu drehen und zu wenden, sammeln Data und Facta, welche wider den Gegner sprechen, und nützen besonders durch ihre Bekanntschaft mit den unteren Beamten u. s. w. Ich möchte vorzüglich dem Fremden diese Leutchen empfehlen, nur muss er in seiner Wahl sehr vorsichtig sein, manche von ihnen sind nichts als Doppelgänger und lassen sich von heiden Parteien bezahlen.

Mit dem eben Ausgesagten will ich übrigens der hiesigen Justiz keinen Vorwurf gemacht haben; die Reihe von Jahren, seit ich in Krakau wohne, war vielleicht

ein zu kurzer Termin, um deren Trefflichkeit genügend kennen zu lernen, sowie auch der Laie oft zehnmal eine für den Kenner herrliche Oper hören muss, bevor er deren Werth würdigen lernt.

Ein grosser Jammer für den Freistaat ist die breite Langsamkeit und Weitschweifigkeit, mit welcher die Behörden verfahren. Wegen eines Thatbestandes, der so klar ist, dass ihn fast ein Blinder zu sehen vermag, werden Ballen Papier vollgeschrieben. Deshalb ist auch die Zahl der Beamten ungemein gross und beträgt im ganzen Freistaate über tausend, wovon $\frac{2}{3}$ auf die Stadt Krakau selbst kommen mögen. Sie werden freilich schlecht genug bezahlt, wenigstens die grössere Zahl; die Herren wissen sich aber schon zu helfen und die geringste Gefälligkeit ihrerseits muss mit klingender Münze aufgewogen werden.

Die Polizei ist ganz vorzüglich, und vielleicht die bestadministrirte Behörde im Lande. Freilich ist sie auch ungemein streng und verfährt namentlich beim Passwesen ohne alles Ansehen der Person, worüber besonders der Preusse, der oft wenig Werth auf einen geregelten Pass legt, sehr klagt. Man kann aber streng sein, und dennoch human, und das ist hier immer der Fall. Die eigenthümliche und abhängige Lage des unabhängigen Freistaates, eingekeilt zwischen seine 3 Schutzmächte, von denen zwei bei Tag und Nacht von Revolution und Aufruhr träumen, mag zu den so strengen Vorschriften geführt haben, die der ungemein humane Chef der Polizei gewiss

oft ungern in Ausführung bringt. Gehorsam ist aber überall die erste Bürgerpflicht. Die unteren Beamten sind eben so gebildet als eifrig in ihrem Dienste, sie thun, so weit es die Pflicht nur einigermassen erlaubt, alles Mögliche, um ihren in den Augen der Welt so häufig verhassten Dienst weniger verhasst zu machen. Ja dieser lobenswerthe Geist erstreckt sich sogar auf die Polizeisoldaten herab, welche, wie früher erwähnt, die Strassenposten besetzen und den niedern Polizeidienst versehen; auch sie lassen nichts zu wünschen übrig und wissen immer ihr Betragen nach den Umständen einzurichten. Brutales, hartherziges Benehmen habe ich nie an ihnen bemerkt, und doch findet man sonst anderwärts die untersten Diener der Gewalt eben so grob und aufgeblasen, als sich ihre Oberen durch das Gegentheil auszeichnen.

Die hiesige Censur bietet in ihrer Organisirung sonderbare Widersprüche dar. Kein Buchhändler darf ein eingetroffenes Colli Bücher öffnen und zum Verkaufe ausstellen, bevor der Censor nicht erschienen ist und den Inhalt geprüft hat. An Revisionen bei ihnen fehlt es auch nicht, denn nur gar zu häufig kommen Denunciationen vor; ob diese gegründet sind oder nicht, mag ich nicht untersuchen. Alles, was hierorts gedruckt wird, unterliegt ebenfalls einer strengen Censur, und selbst die neuen Theaterstücke, welche zur Aufführung kommen, bleiben nicht verschont davon. Dagegen kann man sich vermittelt der hiesigen preussischen Post, die sich keiner derartigen Controle unterworfen hat, alle und jede Zeitungen und Bücher aus Preussen und dem Auslande kommen lassen,

letztere natürlich als Poststücke; es hat kein Censor danach zu fragen. Ja man kann Bücher und Schriften lesen, die selbst in Preussen verboten sind, mögen sie nun in Frankreich, England oder gar Hannover und Hessen erschienen sein. Sie gehen transito und uneröffnet durch Preussen und werden hier ohne alle und jede Controle vom Postamte verabfolgt.

Diese Inconsequenz der Censur liegt in Verhältnissen, die sich nicht umstossen lassen, und ich bin weit davon entfernt, mich darüber zu beklagen. Ich habe manches verbotene Buch gelesen und bin doch der ruhigste Bürger, jede Minute bereit, dem schönen Deutschland mein Herzblut zu opfern, nachdem ich den Werth dieses Paradieses erst durch längeren Aufenthalt im Auslande kennen gelernt. — Man sollte es in der That mit der Censur nicht so streng nehmen, wie es zu geschehen pflegt, denn Bücher und Zeitungen sind doch meistens für den Wohlhabenderen und Gebildeteren bestimmt, der jeder gewaltsamen Umwälzung schon darum abhold ist, weil er dabei nur verlieren kann. Auch der ehrliche Bauer ist jetzt klug genug, zu wissen, was er von überspannten Ideen zu hoffen hat. — Habe ich eine Nacht geschwärmt, so ist Magen und Kopf in Unordnung und ich esse dann Sardellensalat oder nordische Anchovi, um Alles wieder in *statum quo* zu bringen. Komme ich als Kaufmann, Beamter und Handwerker Abends in den Schoos meiner Familie und will etwas lesen, nun dann will ich auch etwas Pikantes haben und nicht bloß erfahren, dass der Fürst N. N. nach N. N. abgereist ist, denn was kümmert

mich dies, da ich weder sein Lakai, noch das Kammerkätzchen seiner Gemahlin bin?

Die Krakauer Censur ist auch von Fehlritten nicht ganz frei. Es genüge folgendes eclatante Beispiel. Vor mehreren Jahren war der Schauspieldirector Burghauser mit seiner Gesellschaft hier und wollte „Wilhelm Tell“ aufführen, was ihm die Censur von vorn herein auch bewilligte. Doch kurz vor Eröffnung des Theaters wurde die Erlaubniss dahin modificirt, dass die in dem Stücke vorkommenden Ausdrücke „Freiheit und Vaterland“ nicht vorkommen dürften!!! Der arme Burghauser war gezwungen, die gestellte Bedingung einzugehen, und das Stück ging mit der verordneten Weglassung jener Ausdrücke über die Bühne. Drei Tage darauf gab man den „Tambour Rataplan“ und „sieben Mädchen in Uniform.“ Die Ouverture zum ersten Stücke war die „Marseillaise“, im zweiten kam das herrliche Lied aus dem „alten Feldherrn“: „Denkst du daran“ u. s. w. vor. War das Consequenz?

Der Handel Krakau's

kann füglich in den legitimen und illegitimen eingetheilt werden, indem letzterer ebenfalls den Schutz der Regierung genießt. Besonders werden hier in Colonial- und Seidenwaaren, namentlich aber in Cigarren die bedeutendsten Geschäfte gemacht, sowohl nach Polen, als Gallizien, trotz Grenzsperrre und Zollspionen.

Schwärzer sollen nach den hiesigen Gesetzen alle mögliche, irgend nur mit ihnen vereinbare Unterstützung finden; das lehrt auch schon der gesunde Verstand, denn halb Krakau nährt sich vom Schmuggeln.

Ein ganz im Interesse Russlands agirender hiesiger Polizeibeamter, der den Juden in seiner amtlichen Stellung am nächsten steht, thut jedoch seit kurzer Zeit Alles, um den illegitimen Handel Krakau's zu unterdrücken, indem er die reicheren hier ankommenden Schwärzer der genauesten Controle unterwirft und sich da, wo er es vermag, von ihren Papieren die genaueste Kenntniss verschafft.

Vor wenigen Tagen wurden auf Antrieb jenes Beamten zwei Juden aus dem Königreiche Polen, welche hier in Schnittwaaren starke Ankäufe zu machen beabsichtigten, Mitternachts überfallen und unter dem Vorgeben, dass sie wegen Einbringung verbotener Bücher denunzirt seien, aller ihrer Papiere beraubt. — Zu einer schlechten Sache hätte man doch wenigstens einen vernünftigeren Vorwand wählen sollen!!

Krakau's eigene Producte sind unbedeutend; sie bestehen in Getreide, von dem aber wenig zur Ausfuhr kommt, da es sich hinsichtlich der Qualität nicht mit dem des benachbarten Polens messen kann; in Zink gegen 18 bis 20,000 Ctr. jährlich; in Kohlen, welche jedoch nicht in der Menge gewonnen werden, dass eine Ausfuhr stattfinden könnte; in Alaun und feuerfestem Thon. Holz, sowie ein Theil der erforderlichen Kohlen müssen schon jetzt theils aus Preussen, theils aus Polen und

Galizien bezogen werden. Fabriken haben wir gar nicht, was dem Fremden um so mehr auffällt, da hier Miethe und Abgaben, namentlich aber Arbeitslohn so ungemein gering sind.

Die Existenz des Freistaates ruhet jedoch auf einer zu ungewissen Grundlage, als dass der reiche Speculant mit Ruhe, Sicherheit und ohne Furcht für die Zukunft seine Capitalien in derartigen Unternehmungen anlegen könnte; auch wird der Gewerbleiss aller Art durch die hier üblichen enorm hohen Zinsen niedergehalten, sowie ganz besonders auch durch die Schwierigkeiten, welche man reichen und intelligenten Ausländern bei ihrer Niederlassung macht. Gegen das sicherste Pfand kann man unter 12% jährl. kein Geld bekommen, Wechsel auf Rothschild lassen sich nicht billiger discountiren, und Anleihen zu 24, ja 36% kommen nur zu häufig vor. Reiche Banquiers giebt es hier nur wenige; durch Gesetze, die ganz dem allgemeinen Wohle entgegen sind, vor aller Concurrenz mit Ausländern geschützt, wuchern sie nach Herzenslust; sie werden reicher und reicher in demselben Verhältnisse, wie das Land immer ärmer wird. — Ich rede hier nur von Christen; fällt man Juden in die Hände, so ist man noch zehnmal übler daran. Auf diese Blutigel komme ich später zurück.

Unsere Handwerker können sich mit den Deutschen fast in keiner Hinsicht messen. Diese Leutchen leben in der Regel weit über ihr Einkommen, sind fortwährend in Geldverlegenheit und können das rohe Material, das sie brauchen, nur in kleinen Quantitäten von Detaillisten be-

ziehen, bei denen sie ihre Bedürfnisse über allen Werth theuer bezahlen müssen. Wollen sie einmal etwas unternehmen, wozu Geld gehört, so können sie es nur unter Leistung so enormer Zinsen aufbringen, dass der mögliche Gewinn dadurch aufgewogen wird und sie weniger für sich als für den Wucherer arbeiten. Die Handwerksgehülphen taugen ebenfalls meist nicht viel, wie denn der Pole in der Regel ein schlechter Arbeiter ist. Fähige Leute sind im Auslande überall gesucht und werden gut bezahlt, und solchen fällt es natürlich nicht ein, hierher zu wandern, an einen Ort, dessen Sprache und Sitten ihnen fremd sind und wo sie selten die frühere gewohnte gute Behandlung von Seiten des Meisters geniessen. Die hier einwandernden fremden Gesellen sind daher selten viel werth, und verirrt sich ja ein brauchbares Subject hierher, so wird es bald verdorben — dies ist wenigstens die allgemeine Klage. — Die hier bestehende Zahlenlotterie, welche alle Wochen gezogen wird, jetzt aber, dem Himmel sei's Dank, endlich abgeschafft werden soll, trägt ehenfalls dazu bei, den Müssiggang und die Unsittlichkeit der unteren Klassen zu befördern.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dass die Erzeugnisse der Handwerker, wo es nur irgend thunlich ist, aus dem Auslande, namentlich von Breslau bezogen werden. Will man irgend etwas ordentlich und mit Geschmack gemacht haben, so lässt man sich aus weiter Ferne Arbeiter dazu kommen; alles das entgeht dem hiesigen Handwerker, der dadurch um so unangenehmer berührt wird, als es hier verhältnissmässig nur wenig

reiche Leute giebt, an denen sich etwas verdienen lässt. — Besonders fühlbar aber ist es für die arme Stadt, dass die Grenzsperr russischerseits immer strenger wird und die wenigen Polen, welche sich für Krakau Pässe zu verschaffen wissen, hier wenig oder nichts zu kaufen vermögen.

Der Speditionshandel nach Polen sinkt von Jahr zu Jahr, und zwar in demselben Verhältnisse, wie dieses unglückliche Land durch die Bemühungen seiner Regierung sich mehr und mehr dem Bettelstabe nähert.

Unter diesen Umständen begrüsst Krakau freudig ein Unternehmen, welches den Handel und Wandel ungemein heben und auf alle Theile der bürgerlichen Gesellschaft den heilsamsten Einfluss ausüben muss; ich meine die nahe bevorstehende Erbauung einer Eisenbahn von hier über Krzeszowice und Jaworzno nach Myslowitz, wo sich die Oberschlesische Bahn an sie anschliessen und auf diese Weise Krakau mit Breslau verbinden wird. — Im Anfange, wo der Personenverkehr sich noch nicht genügend entwickelt haben dürfte, haben wir freilich auf wenig Fremde zu rechnen, desto mehr dürfte sich aber das hiesige Getreidegeschäft heben, wenn, wie es sich nicht anders erwarten lässt, die Direction unserer Bahn mit dem Directorium der Oberschlesischen übereinkommt und billige Fracht stellt.

Der geneigte Leser erlaube mir, den Getreidehandel des uns zunächst liegenden Polens, der nach Beendigung der Eisenbahn Krakau ganz oder doch theilweise zufließen dürfte, näher zu beleuchten.

Die Verschiffungen stehen heute noch ziemlich auf demselben Punkte, als vor alten Zeiten, und bei den obwaltenden Umständen kann darin auch nicht so bald eine Aenderung oder Verbesserung eintreten. — Das an den Freistaat stossende sonst Krakau'sche, jetzt aber Kielcische Gouvernement ist ungemein reich an Getreide, von welchem namentlich der treffliche Weizen zur Ausfuhr kommt. Dort sowie in ganz Polen überhaupt pflegt ihn der Speculant im December bis Januar zu kaufen, öfters auch früher, um unter allen Partien die Auswahl zu haben. Man contrahirt mit sehr starken Angeldern, und in der Regel ist schon im Februar der ganze Betrag ausgezahlt. Während des Winters bei hartem Frostwege wird die Frucht in den Speicher gefahren, Ende April aber oder im Anfang des Mai nach Danzig verladen. Dort kommt sie nach einer Fahrt von 6 bis 8 Wochen, also Ende Juni an, wird dann 14 Tage bis 3 Wochen lang im Freien getrocknet und bearbeitet, um die während des Transports angezogene Feuchtigkeit und den angenommenen üblen Geruch zu entfernen, und kommt also erst im Juli zum Verkauf, so dass dem polnischen Speculanten sein in dem Getreidehandel befindliches Geld fast $\frac{3}{4}$ Jahr lang unverzinst bleibt — ein Uebelstand, der bei den geringen Capitalien in Polen und bei dem überaus hohen Zinsfusse doppelt fühlbar ist.

Die Verschiffung selbst geschieht in unserer Nähe jetzt ausschliesslich auf sogenannten Krippen. Früher als die benachbarten Wälder noch Bauholz lieferten, wurde der Weizen auf solchen Holztraften verladen; die

Forsten sind aber jetzt gelichtet und man ist, wie gesagt, auf Krippen angewiesen. Diese Fahrzeuge, den Prahnen oder Fährschiffen ähnlich, sind 30 Ellen lang, 12 bis 13 Ellen breit und aus leichtem Holze gebaut. Man beladet sie, je nachdem der Wasserstand hoch ist, mit 6—700 Berl. Scheff. Weizen, wonach sie $\frac{3}{4}$ bis 1 Fuss tief im Wasser gehen. Um die Tragfähigkeit nicht zu vermindern, lässt man diese Fahrzeuge unverdeckt; auch würde, wollte man sie auch mit noch so leichten Brettdächern versehen, der Wind eine zu grosse Macht auf sie ausüben. Doch unter solchen Umständen ist es eine unausbleibliche Folge, dass, wenn bei der Ueberfrachtung sich anhaltende Regenzeit einstellt, der Weizen zu keimen anfängt und dass eine solche Krippe wie eine schwimmende grüne Wiese in Danzig ankommt, wo das Gekeimte vorsichtig abgenommen und unter dem Namen „Wucher“ billig verkauft wird.

Da das Wasser der Weichsel sehr rasch steigt und eben so schnell wieder fällt, so müssen natürlich die Fahrzeuge darauf berechnet sein, möglichst flach im Wasser zu gehen. Nebenbei ist das Bett dieses Stromes in Polen ungemein vernachlässigt, es enthält eine Menge Stöcke und Wurzeln, über die wohl eine so seicht gehende Krippe hinwegschwimmt, während ein tiefer gehendes Fahrzeug sich beschädigen möchte. Ueberhaupt bedient man sich auf der oberen Weichsel letzterer gar nicht, da sie längst als unpraktisch abgeschafft worden sind.

Wie vielen Unglücksfällen solche Krippen ausgesetzt sind, ist leicht zu errathen, obschon sie in der Krakauer Gegend dennoch das sicherste Weichselfahrzeug bleiben.

Nicht allein die schlechte Regulirung des Flussbettes veranlasst zahlreiche Zertrümmerungen derselben, sondern auch heftiger Sturm jagt sie leicht übereinander oder gar ans Ufer, wo es denn bei ihrer leichten Bauart nie ohne erheblichen Schaden abläuft. Unter diesen Umständen war lange Zeit keine Assecuranz auf diese Fahrzeuge zu beschaffen. Eine Triester Compagnie zeichnete eine kurze Zeitlang zu der colossalen Prämie von 5%, gab jedoch, nachdem sie herzlich schlechte Geschäfte gemacht hatte, das Unternehmen wieder auf. Seit Kurzem ist von der polnischen Regierung eine Assecuranz-Compagnie errichtet worden, welche Getreide von hier bis Danzig à 3% versichert; sie thut es jedoch blos bis zu $\frac{3}{4}$ des Werthes. Dieses und die Befürchtung, diese neue Anstalt möchte nicht so willfährig sein, wie es erforderlich ist, benimmt dem handelnden Publikum alles Vertrauen dazu; ein Beweis, wie ungern man etwas mit der polnischen Regierung zu thun haben mag.

In der ganzen Welt wird ein Frachtbrief oder Ladeschein als sicheres Unterpfand angesehen, worauf sich der Inhaber jede Minute Geld verschaffen kann. Bei dem polnischen Getreidehandel ist dieses nicht der Fall, da der Versender seinen Weizen nicht versichern kann und mag, und der Danziger Besitzer des Ladescheines betrachtet letzteren durchaus nicht als eine sichere Garantie für seine Vorschüsse.

Mit welchen neidischen Augen die Polen auf die geordnete Schifffahrt in Preussen sehen, kann man sich unter den angeführten Umständen leicht denken. Wenn ich heute

in Preussen Weizen kaufe, ihn morgen verladen lasse und mit einem Ladeschein darüber versehen bin, so erhalte ich schon den nächsten Tag $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ des Werthes zur beliebigen sofortigen Benutzung in anderen Speculationen in baarem Gelde darauf geliehen. Auf die zur Verladung benutzten Fahrzeuge bekomme ich zu einer kleinen Prämie Assecuranz; geht der Kahn unter, oder wird das Gut sonst beschädigt, so vergütet die Gesellschaft den Schaden, so dass der jedesmalige Inhaber des Güterscheines unter allen Umständen gedeckt ist. Der preussische Getreidehändler kann also auf diese Weise sein Capital im Jahre so oft umsetzen, als er nur irgend will, während sein polnischer Colleague dies nur einmal vermag. Der Letztere wird durch diesen Umstand um so unangenehmer berührt, als im ganzen Lande das Geld sehr knapp ist. In Warschau ist der Disconto für feinste Wechsel 6—9%, in Krakau 12%, in den kleineren Provinzialstädten aber 24—30%!

Ich rechne, dass von hier die Weichsel entlang, bis Nowe-Miasto-Korczyn (9 Meilen von hier), also in Krakau, Brzysko, Hebdów, Przymików, Roggów, Opatowiec, Winiany, Nowe-Miasto-Korczyn und Grodniki, wo überall ansehnliche Speicher sich befinden, und auf den kleineren Nebenpunkten jährlich im Durchschnitt 300,000 Korzec oder 600,000 Berl. Scheffel Getreide zur Verladung kommen. Verbindet uns nun einmal die Eisenbahn mit Preussen und der Oder, so wird sicher der bei weitem grössere Theil dieses Quantums auf den Krakauer Markt kommen, um auf der Eisenbahn nach Oppeln oder Breslau

versandt und dort in Berliner Kähnen nach Stettin verladen zu werden. Bisher wurden nur so viel Felderzeugnisse aus Polen hierher gebracht, als der Bedarf und der hin und wieder eintretende Abzug nach Oberschlesien hinwegnahm; alles übrige, was zur Ausfuhr gekauft wurde, führte man in die Speicher an der Weichsel, ohne die Grenze zu überschreiten. Bei den Frohnverhältnissen in Polen kommt es aber dem Gutsbesitzer wenig darauf an, ob er sein Getreide einige Meilen weiter oder näher abliefern; auch kann er in solchen Angelegenheiten mit grosser Leichtigkeit für sich und seine Leute Pässe erhalten, was bei Lustreisen durchaus nicht der Fall ist.

Auf die verdeckten Berliner Fahrzeuge ist billige Assecuranz zu beschaffen; die Fahrt von hier nach Stettin dürfte kaum den vierten Theil so lange dauern, als die nach Danzig; das Getreide würde, da es unter gutem Breterverdecke liegt, unversehrt abgeliefert werden, kurz der Versender könnte bei dem Geschäft ruhig schlafen und obendrein, statt wie zeither nur einmal jährlich, sein Capital zehnmal in dieser Zeit umsetzen.

So würde denn schon der einzige Artikel, das Getreide, Krakau unermessliche Vortheile gewähren. — Bleiben unsere gegenwärtigen Verhältnisse mit Oesterreich noch ferner dieselben, so dass auf die rohen Producte nicht ein höherer Ausgangszoll eintritt, so kann die Krakau-Oberschlesische Eisenbahn sicher gleich Anfangs schon auf das jährliche Frachtquantum von 2—300,000 Berl. Scheffel Weizen, Hafer, Roggen, Kleesamen u. s. w.

rechnen, die aus Galizien zugeführt werden. Auch der Transport der nordischen Producte aus Lemberg und Brody, als Wachs, Honig, rohe Häute, Talg, Hornspitzen, Pottasche, Sämereien, müsste ihr dann zufallen, denn Krakau reicht dann dem Osten und Westen die Hand und wird der Stapelplatz ihrer Handelsartikel. Der nächste Gewinn der vermehrten Getreidezufuhren dürfte ein lebhafter Marktverkehr sein: Kaufleute aller Art, Handwerker in allen Abstufungen würden sich heben, und in welchem Grade das geschehen würde, das kann nur der beurtheilen, der die polnischen Herren Gutsbesitzer mit wohlgefüllten Taschen nach Verkauf ihrer Producte auf Märkten gesehen hat. Durch die so erleichterte Geschäftsverbindung wird Krakau, welches gegenwärtig für Deutschland eine noch unbekannte Gegend ist, seiner Dunkelheit entrissen, in ihm werden sich fremde Capitalisten und Kaufleute niederlassen, die in grösserer Fülle als zeither vorhandenen Geldmittel werden dem Wucher steuern, kurz Krakau geht dann einer bessern Zukunft entgegen, wenn seine Regierung, wie es wohl kaum anders zu erwarten ist, durch weise, zeitgemässe Einrichtungen die Hindernisse hebt, welche jetzt der freien Entwicklung von Handel und Wandel noch im Wege stehen.

Auch Preussen würde die projectirte Eisenbahn die annehmbarsten Vortheile bieten, namentlich dürften Breslau und Stettin bei dem dadurch neu ins Leben tretenden Verkehr ungemein gewinnen. Den directesten Nutzen davon hätte aber ein Stand, der schon jetzt durch die Eisenbahnen gelitten hat und für die Folge noch mehr leiden

wird: ich meine die Schiffer. Zum weiteren Transport der von Krakau aus zugeführten Güter nach dem Hafen, welche fast ohne Ausnahme sehr ins Gewicht fallen und nur einen geringen Werth haben, wird man sich, bei der raschen Wassercommunication zwischen Breslau und Stettin, wohl nur selten des Schienenweges bedienen, sondern das Meiste zu Wasser gehen lassen. Was den Umfang der zu hoffenden Verschiffungen anbelangt, so lässt er sich zwar noch nicht in Zahlen angeben, das Resultat wird aber jedenfalls grösser sein, als man Anfangs glaubte.

Der illegitime Handel Krakau's nach Polen und Galizien ist vom wesentlichsten Umfange; ihn betreibt nicht allein die Hauptstadt, sondern das ganze Gebiet, ganz besonders aber zeichnet sich darin die Stadt Chrzanów (5 Meilen von hier) aus, welche fast nur von Juden bevölkert ist, die grösstentheils vom Schmuggeln leben. Dort gehen oft in einer Nacht 200 Schwärzer über die Grenze nach Polen, welche, indem sie bewaffnet sind, keine Grenzwächter fürchten, im Gegentheil letztere, wenn sie einen Angriff wagen, meistens sehr übel zurichten.

Zuerst sei es mir vergönnt, mich über die colossale Ausdehnung des Schmuggelhandels in Polen und seine Veranlassung auszusprechen. Der Grund des Schmuggelhandels liegt lediglich in den hohen, bei manchen Waaren wirklich unsinnig theuern Zöllen, so wie in den Grenzbeamten selbst. — Die Bemerkung vorausschickend, dass ein polnischer Gulden 5 Sgr. werth ist, der polnische

Centner 100 poln. Pfund enthält und 126% Pfd. poln. gleich einem preussischen Centner sind, führe ich aus dem poln. Zolltarif folgende Waaren mit den darauf ruhenden Zollabgaben an:

Kaffee giebt	der Ctnr.	100 fl.
Zucker, raffinirt	„	75 -
Bernsteinwaaren in Verbindung mit Metall	das Pfd.	63 $\frac{1}{2}$ fl.
Shawls und grosse seidene Um- schlagetücher	das Stück	275 fl.
Schuppen-Pelze	- Pfd.	34 -
Bärenpelze	„	86 $\frac{1}{2}$ fl.
Schwarze Fuchspelze	„	400 fl.
Stroh Hüte	„	120 -
Künstliche Blumen	„	100 -
Fortepiano's	- Stck.	1200 -
Brillanten mit Einfassung	der Karat	360 -
Weihrauch und Benzoe 1. Qualität -	Ctr.	1600 -
Kupferne Gefässe	„	400 -
Silber, zu Gefässen verarbeitet	das Pfd.	320 -
Schlitten, Phaetons und Kabriolets -	Stck.	1800 -
Vierstizige Kutschen	„	3600 -
Zweisitzige —	„	2700 -

Mit diesen Zöllen ist es aber noch nicht abgethan; von einer Menge Gegenstände ist die Einfuhr verboten und die dazu nöthige Erlaubniss wird nur mit den grössten Schwierigkeiten von der Schatzcommission erlangt. Bei diesen Versteuerungen giebt es überdiess noch mannigfache Nebenspesen, die theils gestattet, theils ungestattet entnommen werden. Zu den ersteren zähle ich das so-

genannte Chausséegeld, welches erhoben wird, gleichviel ob die Waaren zu Wasser oder zu Lande eingehen. Der Grund zu dieser sonderbaren Abgabe liegt in der Aufhebung sämtlicher Hebestellen im ganzen Lande. Um den Ausfall in den Einnahmen zu decken, legten die Behörden unter dem Namen Szosowe eine Steuer auf sämtliche eingehende Waaren, die nach deren Werthe verschieden ist; nebenbei muss man aber auch bei Ueberschreitung der Grenze ein- für allemal ein Chausséegeld zahlen, nach dessen Entrichtung man das ganze Land befahren kann, ohne solche Abgabe nochmals zu entrichten. — Diese den Baiern nachgemachte Einrichtung ist gar nicht so übel, nur darin ist sie widersinnig, dass der Reisende zahlen muss, gleichviel ob er auf Chaussée, oder auf Feldwegen die Grenze überschreitet. Bei einer Fahrt auf den letzteren in ellentiefem Moraste noch Chausséegeld bezahlen zu müssen, ist gar zu lächerlich!

Bei den so hohen Zöllen in Polen ist der Gewinn für den Schmuggler zu wesentlich, als dass man sich dazu nicht hingezogen fühlen sollte. Ein Bauer verdient bei einem nächtlichen Spaziergange über die Grenze gerade so viel, dass er 14 Tage in Ruhe und Bequemlichkeit davon leben kann; geht das Geld zu Ende, so macht er eine neue Fahrt. Jetzt will die Regierung, um dem Unwesen zu steuern, an der Grenze eine halbe Meile weit ins Land hinein alle Häuser, Waldungen, Gebüsche, kurz alles, was dem freien Blicke hinderlich ist, wegrasiren lassen und gedenkt durch diese künstliche Wüste den Schwärzern das Handwerk zu legen.

Möchte sie sich doch die Mühe und die hierzu nothwendigen Auslagen ersparen, es wird ihr dies alles nichts helfen, so lange sie nicht die Zölle verhältnissmässig herabsetzt und gute und unbestechliche Beamten hat. Diese aber in Polen zu finden, dürfte etwas schwer sein, die Bestechung ist in allen Klassen zu Hause und erstreckt sich bis an die obersten Behörden hinauf. Die Zollbeamten werden so kärglich besoldet, dass sie von ihrem Gehalte nicht leben können, und sie machen darum kein Geheimniss daraus, dass sie auf Nebengeschäfte (i. e. Augenzudrücken) bedacht sein müssen. Hohe und Niedrige lassen sich durch Geld gewinnen und sehen es natürlich gern, wenn man von ihnen gegen entsprechende Bezahlung Gefälligkeiten verlangt. Beim Einschmuggeln der am höchsten besteuerten Artikel machen sie den besten Schnitt und haben, um immer der Sache angemessen honorirt zu werden, für sich sogar eine Art von Schmuggeltarif, der hier wohl bekannt ist, entworfen. Nach diesem Tarif bezahlt man z. B. für einen neuen Wiener Wagen an der Grenze 200 fl. an die Beamten, die ihn dann für einen alten ansehen und unversteuert passiren lassen.

In denjenigen polnischen Grenzstädten, die ausschliesslich vom Schmuggeln leben, sind alle diesen illegitimen Handel befördernde Massregeln auf zweckmässigste regulirt. Mein öfterer Aufenthalt in einem solchen, meist nur von Juden bewohnten und dicht an der Weichsel liegenden Städtchen hat mir genaue Einsicht in dieses jüdische Treiben verschafft. Dort treten

eine Anzahl Juden zusammen und bringen unter sich 3000 poln. Gulden oder 500 Thaler monatlich auf, und von diesem Betrage erhält ein jeder der in der Nähe lebenden Zollbeamten, vom höchsten bis zum niedrigsten, eine festgesetzte Summe ausgezahlt, und dies geschieht mit so grosser Pünktlichkeit, dass eine öffentliche Behörde in ihren Gehaltsauszahlungen nicht pünktlicher sein kann und der Empfänger darf daher zum Zahlungstermin mit Bestimmtheit auf sein Geld rechnen. Diese Compagnie kauft Colonial- und andere Waaren in Krakau, beladet damit eine oder mehrere Galeeren und declarirt sie, auf der österreichischen Grenzkammer angekommen, als Transitogut. Bei dem Transporte selbst halten sich ihre Fahrzeuge stets möglichst dicht an das österreichische Weichselufer, aber in der Nähe ihres Wohnortes angekommen, legen die Juden bei dunkeln Nächten ihre Galeeren auf der polnischen Seite des Flusses an, ein Haufen von 2 bis 300 Menschen stürzen über die Ladung her und in 10 Minuten ist alles in Sicherheit. In solchen Nächten schlafen natürlich die Zollbeamten und es tritt bei ihnen der sonderbare Fall ein, dass sie im Schlafe Geld verdienen.

Indess was den so leichten Verdienst dieser Herren an der Grenze betrifft, so darf man nicht denken, dass derselbe unverkürzt in ihre Taschen fliesst: sie sind auch ihren Vorgesetzten zu einem bestimmten Antheile daran verpflichtet, denn es existirt ein förmlicher Tarif, welcher für jedes Zollamt sein jährliches derartiges Abführungsquantum nach Warschau festsetzt. Ist einer der Grenzbeamten der Bestechung unzugänglich und will er sich

in seiner Treue dem Schwärzerhandwerk opponiren, so wird er durch den erkauften Einfluss seiner Collegen gehudelt und chikanirt; man versetzt ihn in einem Jahre drei- oder viermal, und zwar immer nach Orten, die zu den traurigsten des Landes gehören, bis er endlich einsehen lernt, dass er unter Wölfen mitheulen muss.

Am flottesten ging das Schmuggeln, als noch die Kosaken an der Grenze lagen; da beorderte der Capitain einige seiner Leute an einen früher verabredeten Ort, um hier von den Schmugglern ihre Waaren, meistens in seidenen Stoffen u. s. w. bestehend, zum Transport über die Grenze zu übernehmen. Die Kosaken deponirten eine Caution in baarem Gelde und brachten dann die ihnen anvertrauten Güter an einer bezeichneten Stelle jenseit der Grenze in Sicherheit. Sobald dies geschehen war, gab man ihnen die gestellte Caution zurück und bezahlte auch den geleisteten Dienst.

Wie aber die Juden jedes Geschäft verderben, so geschah es auch hier. Es ereignete sich, dass sie den Kosaken auch gegen ein ahnähnliches Depositum mehrere emballirte Packete, angeblich Seidenwaaren enthaltend, zur Beförderung über die Grenze übergeben hatten; doch da bei der Revision der Waare an Ort und Stelle nichts als alte Lumpen zum Vorschein kamen, so beschuldigte man die armen Träger der Spitzbüberei und verweigerte ihnen ihren ausbedungenen Lohn, sowie die Herausgabe der geleisteten Caution. Dieser Betrug machte die Kosaken in ihren Dienstleistungen schwieriger und es

dauerte gar nicht lange, so hörten solche ganz auf, indem der aus diesen Leuten gebildete Grenzcordon aufgehoben wurde.

Viele Leute leben hier ganz anständig vom Schmuggeln und machen auch gar kein Geheimniss daraus. Vor Kurzem war es nahe daran, dass die Regierung die polnischen Zölle verpachtet hätte, wie das schon früher einmal der Fall war. Der Pächter machte sofort einem hiesigen Schwärzer die annehmbarsten Anerbietungen, um ihn in seine Dienste zu ziehen, und als dieses nicht gelang, offerirte er ihm eine jährliche Vergütung von 5000 poln. Gulden, wenn er 10 Meilen von der Grenze sich niederlassen wollte, wo dann natürlich das Schmuggeln hätte aufhören müssen.

Das einzige Mittel, diesen demoralisirenden und dem Staate so nachtheiligen Verkehr zu unterdrücken, wäre eine entsprechende Erniedrigung der Zölle. Bei einem verminderten Nutzen hätte dann der Schwärzer gleiches Risiko wie früher und würde das Geschäft als gewinnlos aufgeben. Oesterreich hat dieses sehr wohl eingesehen und hat deshalb in der neueren Zeit die Zölle ungemein herabgesetzt und dadurch bewirkt, dass gegenwärtig nur noch wenig gepascht wird. Hierdurch sind nun die Schmuggler grösstentheils brodlos geworden und sie namentlich sollen in Folge dessen den jüngsten Unruhen in Böhmen ihren gefährlichen Charakter mit aufgedrückt haben.

Das Reisen in dem benachbarten Polen ist mit den grössten Schwierigkeiten verknüpft und der Deutsche kann sich gar keine Idee davon machen. Man darf nämlich das Königreich nicht anders als mit einem an der Grenze visirten Passe betreten, zu dessen Erlangung bedarf es jedoch nicht selten eines ungeheuern Umweges. Die Entfernung eines Passbureaus von dem andern beträgt nämlich oft nicht weniger als 20 Meilen, und es hat daher der mitteninne Wohnende, wenn er in das gegenüberliegende Ausland will, hin und zurück einen Weg von 40 Meilen zu machen, während er, geradeaus gegangen, sein Ziel in $\frac{1}{4}$ Stunde erreichen könnte. Ich gebe ein Beispiel, dies klar zu machen. Fünf Meilen von hier dicht an der Weichsel befindet sich die Zollkammer Sierolawice und ihre Entfernung von der nächstgelegenen in Zawichost beträgt 20 Meilen. Mitteninne zwischen diesen beiden Stationen, also 10 Meilen von Sierolawice und eben so weit von Zawichost, liegt das Städtchen Pulaniec und etwa 10 Minuten davon in gerader Richtung über der Weichsel, mithin in Galizien, das Dorf Borowa. Wenn ich nun von Pulaniec, wo ich öfters Geschäfte hatte, zu gleichem Behuf nach den Magazinen bei dem österreich. Borowa wollte, so hätte ich erst in dem 10 Meilen weiten Sierolawice meinen Pass visiren lassen, über die Weichsel gehen, und von da wieder 10 Meilen zurück nach Borowa fahren müssen. Nach beendigtem Geschäft aber wäre ich genöthigt gewesen, umgekehrt denselben Weg zu machen, und da diese ganze Strecke ohne Chaussee ist, so hätte ich, wenn die Landstrasse gerade viel durch Regenwetter

gelitten, mit dieser Tour, die ich unter anderen Umständen in $\frac{1}{2}$ Stunde zurücklegen konnte, ganze 8 Tage zugebracht. Die Grenze ohne Pass zu überschreiten, ist Jedermann streng verboten bis auf diejenigen Gutsbesitzer, deren Grundgebiet durch die Weichsel getrennt ist; sie allein mit ihren Leuten dürfen, ohne ein Zollhaus zu passiren, den Fluss überschreiten. So grosse Achtung ich nun im Allgemeinen vor dem Gesetze habe, so muss ich doch gestehen, dass ich es in seinen Passbestimmungen nicht gehalten habe, denn ich besuchte Galizien, wenn ich darin zu thun hatte, als polnischer Bauer und vermied so den erforderlichen, eben beschriebenen Umweg von 40 Meilen; es wäre aber auch Sünde, auf diese Weise die Kirche um das Dorf herum zu tragen.

Zu den gefährlichsten Commissionen nach Polen gehört die Einfuhr von Büchern, besonders von verbotenen, und deren giebt es eine grosse Anzahl. Der Reisende kann damit nicht vorsichtig genug sein, er setzt sich der grössten Gefahr aus, wenn man ein solches bei ihm findet. Ich selbst war einmal in dieser Gefahr, als ich, durch Umstände genöthigt, einige Zeit in einem kleinen polnischen Städtchen zuzubringen, mir den unsterblichen „Don Quichotte“ und „Diablo Cojuelo“, beides spanisch, mitgenommen hatte, theils um mir die Langeweile zu vertreiben, theils um manches halb Vergessene wieder zu erlernen. Wie es kam, weiss ich nicht, kurz man stellte bei mir eine Aussuchung nach verbotenen Waaren an, fand aber statt deren jene zwei Werkchen, die Niemand verstand. Ich wurde nun von einer Behörde zur andern

geschleppt und jeder Lump zog dabei aus meiner Verlegenheit den möglichgrössten Nutzen, bis ich endlich die Sache durch Rubel abmachte. Mag mir Einer sagen was er will, kein Mensch hat grössere Anhänglichkeit für seinen Monarchen und dessen Vorfahren, als der Pole, namentlich wenn er sein Bild in Silber ausgeprägt sieht. „Der hinkende Teufel“ wurde dadurch zu einem Gebethuche und „der irrende Ritter von der traurigen Gestalt“ zu einem chemischen Werke, erschienen in Madrid, um den Brand im Weizen zu verhindern. — Allah ist gross, und Mahomed sein Prophet!

Die polnischen Zöllner und die Krakauer Kaufleute mögen es mir verzeihen, wenn ich von diesem Kapitel abbreche und plötzlich auf ein anderes hinübergehe, auf

Die Juden.

Im ganzen Freistaate überhaupt sind 15,335 Juden, davon kommen auf Krakau oder richtiger gesagt, auf dessen Vorstadt Kasimirz allein 11,839. Der Kasimirz liegt auf einer von der alten und neuen Weichsel gebildeten Insel und wird, wie eben gesagt, mit Ausnahme nur einiger weniger Christen, von Juden bewohnt. Hier ist ein Laden an dem anderen und in denselben liegen die verschiedenartigsten Artikel zum Verkaufe, meistens aber sind es Schnittwaren, mit denen die kleinen und engen Magazine vollgestopft sind. Vor jedem derselben steht eine Person, welche keinen Fremden, den sie mit einem Falkenblicke von den Einheimischen zu unter-

scheiden weiss, vorbeilässt, ohne ihn anzurufen und ihm ihre verschiedenen Herrlichkeiten anzupreisen. Sie vertreten ihm nach allen Seiten den Weg, einer zieht ihn rechts, der andere links, ein Dritter packt ihn im Rücken, kurz der Unglückliche muss bis zur Weichselbrücke hin ordentlich Spiessruthen laufen. Betritt man ein Gewölbe und lässt sich Waaren zeigen, so erkennt der Jude mit seltenem Scharfsinn auf den ersten Blick, ob er es mit einem Kenner zu thun hat oder nicht; auch weiss er gleich, welcher Nation man angehört, und documentirt diese Völkerkenntniss dadurch, dass er seine Forderung in der Landesmünze des Fremden macht. Diese stellt sich in der Regel überspannt und 50% über den Werth der Waare heraus; bietet man weniger, so schwören sie mit seltener Zungenfertigkeit die theuersten und höchsten Eide, dass sie keinen Pfennig daran verdienen, trotz dem hat man aber, bevor man sich's versieht, die Waare auf dem Halse. In der Regel führen die Juden nur leichte oder mangelhafte Handelsartikel und nur zu oft ist der Käufer betrogen. Namentlich fertigen die Seidenfabriken unter der Benennung „Krakauer Gut“ ganz leichte Waaren für hier und Brody an. Indess der Pole, oder vielmehr die Polin will es nicht anders haben; sie verlangt stets nach der neuesten Mode gekleidet zu gehen, und kauft daher die leichtesten und billigsten Kleiderstoffe, wenn sie nur dem neuesten Geschmacke entsprechen. Binnen Jahr und Tag ändert sich der Geschmack, das Kleidungsstück steht der Besitzerin nicht mehr an, sie verschenkt es oder macht es zu Gelde, wenn Jemand noch etwas dafür

bezahlen mag, und kleidet sich aufs Neue nach der in-
zwischen aufgekommenen Mode.

In der Stadt Krakau selbst dürfen keine Juden wohnen, es sei denn, dass sie bei deutscher Kleidung ein Vermögen von 60,000 Gulden nachweisen, oder dem Gelehrten- und Künstlerstande angehören. Da dieser Stipulation natürlich nur wenige nachkommen können oder auch wollen, so bleiben sie mit ihren Wohnungen meistens auf den Kasimirz beschränkt, und in Folge dessen sind dort die Miethen ungleich theurer als in der Stadt; das letztere gilt ganz besonders von den Miethen der Verkaufsläden in den Hauptstrassen. Wie eng und elend die Juden eingepfercht sind und in welchem Schmutze sie leben, davon kann man sich kaum eine Idee machen. In einem Stübchen von 8 Schritt im Quadrat leben oft 3, ja auch 4 Familien mit ihren zahlreichen Kindern; kein Sklavenschiff kann eine dichtere und gedrängtere Bevölkerung haben. Die Luft in solchen Löchern ist erstickend; dem gemeinschaftlichen Heerde entsteigen die, eben nicht aromatischen Dünste von Knoblauch und Zwiebeln, ohne die der Jude selten ein Gericht genießt; der Fussboden ist fingerdick mit Schmutz und den Excrementen der Kinder bedeckt, an deren Wegräumung Niemand denkt, und die Ausdünstungen von 20 bis 30 schmutzig gekleideten, seit Jahr und Tag nicht gewaschenen Personen setzen der Sache die Krone auf. Da es aber an Raum zu Lagerstätten gebricht, so befestigt man an der Decke des Gemachs Stricke in Gestalt von Schlingen, schiebt in diese vor der Schlafzeit Breter hinein und ver-

vielfältigt so die Zahl der Schlafstellen. Diese Schilderung mag Manchem übertrieben vorkommen, sie ist aber wörtlich wahr, und wer sich einmal davon überzeugen will, der betrete nur die Nebenstrassen des Kasimirz.

Der gemeine Bart-Russe mag sich baden, reinigen und kleiden wie er will, er behält immer einen ihm eigenthümlichen Geruch bei, den nichts zu vertreiben im Stande ist, selbst wenn er das ganze Waarenlager von Treu u. Nuglich an seiner Person versalbt. Gerade so geht es auch dem polnischen Juden; er sei noch so rein gekleidet und gehöre auch dem besseren Stande an, er stinkt immer mehr oder weniger. Am meisten verspürt diesen Uebelstand derjenige, der auf der Reise mit solchen Kibitzen in einen Postwagen zusammenkommt. Die Herren Postbeamten suchen zwar Juden und Christen immer möglichst von einander zu trennen, allezeit ist das aber doch nicht thunlich, und Gnade dann dem mit einem guten, scharfen Geruchsnerv begabten Christen, wenn er zwischen Juden geräth und eine weite Reise zu machen hat. Da ihrer Religion nach „das Acheln bei den Goi's träuf ist“ (das Essen unrein), so führen sie einen Vorrath von Lebensmitteln, nach ihrer infernalischen Manier gekocht, bei sich, ja sie geniren sich nicht, zum Brode Zwiebeln und Knoblauch zu essen. Was sich danach für Dünste entwickeln, das vermag keine Feder zu schildern. Man kann dann mit vollem Rechte sagen:

Das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Jude, wenn er stinkt.
Es giebt kein Schlummern, kein Erwecken,
Wenn so was in die Nase dringt.

In einer solchen Atmosphäre aufgewachsen, sind die ärmeren Juden meistens kränklich und ohne Körperkraft, weshalb sie auch nie einen Lebensberuf wählen, der letztere zur Bedingung macht. Man findet daher nie einen Schmied, einen Schlosser, einen Tischler u. dgl. unter ihnen, dagegen erlernen viele das Schneider-, Schuhmacher- oder Kürschnerhandwerk, das Uhrmacherfach und ähnliches; ihr liebster Erwerbszweig aber ist und bleibt das Schachern. Ueberall wo es einen Handel gilt, da drängt sich der Jude hinzu; er kauft alles, was man ihm anbietet, und übersteigt der Werth des zu behandelnden Gegenstandes die augenblickliche Baarschaft eines Einzelnen, so nimmt er einen Compagnon an, der das Fehlende hergibt. Ich habe oft nicht begreifen können, wie die Leute von diesem Gewerbe leben können, habe mich aber überzeugt, dass zu ihrem Lebensunterhalte wahrhaft wenig gehört; denn der Jude braucht im Nothfalle den Tag über zu seiner Nahrung nicht mehr als 4 poln. Groschen (8 Silberpfennige); davon kauft er für 2 Gr. Brod, für 1 Gr. Butter und für 1 Gr. Zwiebeln oder Knoblauch. Am Schabbes leben sie etwas besser und wer es nur irgend vermag, kauft sich dann einen Fisch, gleichviel ob er stinkt oder nicht.

Die Mehrzahl der Polen behandelt die Juden aufs wegwerfendste, Niemand schenkt ihnen Vertrauen, und sie verlangen es auch nicht, sind aber immer voller Betrügereien und führen den Christen nur zu oft an. Den Juden findet man zu jeder Schandthat bereit, denn was Ehre und Gewissen heisst, das wissen verhältnissmässig

nur sehr wenige. Trotzdem aber spielen sie als Makler und Unterhändler eine grosse Rolle in Polen; man kann kein Geschäft ohne sie abmachen; denn bedient man sich ihrer Vermittelung nicht, so kann man darauf rechnen, dass sie es Einem verderben werden. Daher kommt es auch, dass jeder polnische Gutsbesitzer einen Juden zu seinem sogenannten Factor hat, der ihm bei allen Geschäften, die dem Polen in der Regel ein Gräuel sind, nach Kräften mit Rath und That beisteht. Der Principal weiss es recht gut, dass ihn der Jude betrügt oder wenigstens bei allen seinen Verrichtungen einen guten Vortheil hat, dessenungeachtet aber kauft er keine Gans, ohne erst die Meinung seines jüdischen Geheimenraths eingeholt zu haben.

Will ein christlicher Speculant irgend etwas in Polen unternehmen, sei es in Wolle, Holz, Getreide oder etwas anderem, so bedient er sich ebenfalls eines Juden als Factors; diese Leute hängen wie eine Kette unter einander zusammen, jeden Vorfall, jedes Geheimniss einer Familie, sofern es ihnen nur irgend Nutzen bringen kann, bringen sie in Erfahrung und beuten es bestens aus. Sie wissen durch den Verkehr mit dem Kutscher, Bedienten und Dienstmädchen aufs genaueste, ob und wieviel der Herr oder die Madam in Karten verspielt haben und in welchem Grade das für sie empfindlich war; sie sind unterrichtet, bis zu welchem Termin der Gutsbesitzer Zinsen und Abgaben zu zahlen hat und wie weit seine Kasse darauf vorbereitet ist; kurz nichts bleibt ihnen ein Geheimniss; durch eine eigenthümliche Lebensklugheit, einen erstaun-

lichen Scharfblick und seltenen Zunftgeist gelingt es ihnen, Alles zu erforschen, was ihnen früher oder später nur irgend von Nutzen sein kann. Das wissen auch die Polizei- und Zollbehörden, deren geschickteste Spione Juden sind, sehr gut. Sie gehören zu jedem Geschäft als nothwendiges Uebel und können dasselbe unter den angedeuteten Umständen dem Christen ungemein erleichtern. Die Ansichten und Ideen des vornehmen Pöten über Handel und Wandel sind die incorrectesten; sie halten es für eine Schande, denselben zu betreiben, und schenken dem Gange der Geschäfte nur die oberflächlichste Aufmerksamkeit. Dies bezeugen die Forderungen, die sie beim Verkauf ihrer Producte stellen; dieselben sind fast immer so überspannt, dass sie ans Lächerliche grenzen. Handelt ein Christ direct mit ihnen um Wolle, so denken sie, es müsse eine Conjectur eingetreten sein, die halbe Welt gehe nackend und bedürfe dringend ihrer paar Centner Wolle, um ihre Blösse zu bedecken. Will man ihnen Weizen abkaufen und geht geradezu auf das Geschäft los, so setzen sie voraus, halb England stehe im Begriff zu verhungern und ein Dampfboot warte schon auf der Weichsel darauf, ihren Weizen zu laden, um damit nach London zu eilen, dessen Bevölkerung der Zufuhr sehnüchtig am Strande entgegenstehe.

Der Jude kommt jedoch weit leichter zum Ziele. Wenn er z. B. einem Edelmann Weizen abzukaufen beabsichtigt, so leitet er den Handel darum umständlichst ein, bietet aber so äusserst wenig darauf, dass er den Artikel nicht dafür bekommen kann. Um aber doch

billig dazu zu gelangen, so beauftragt er einen Andern, bei dem Edelmann zu fragen, ob er Schafe zum Verkauf habe, wohl wissend, dass dies nicht der Fall ist. Der Edelmann, der mit dem gesuchten Artikel nicht dienen kann, bietet statt dessen dem Kauflustigen seinen Weizen an; doch dieser weist das Feilgebotene zurück mit der Entgegnung: „Denkt denn der Herr, ich bin maschikker? Wer wird jetzt Weizen kafen, da er in Danzig so sehr fällt?“ und entfernt sich. Tages darauf wird ein Zweiter, der sich aber für aus einer ganz andern Gegend her, als sein Vorgänger, ausgiebt, an den Gutsbesitzer abgeschickt, mit dem Vorwande, Kleesamen zu kaufen, der ebenfalls nicht vorhanden ist. Es kommt auch wieder auf den Weizen die Rede, und da der Edelmann über den Preiss desselben das Nämliche hören muss, was er schon Tages vorher darüber gehört hat, so wird er um den Verkauf besorgt. In diesem Augenblick wiederholt ihm der Absender der beiden Spione sein bereits gethanes Gebot, und der Weizen wird jetzt um jenen billigen Preis seine Beute.

Mitunter erlebt man auch den gerade umgekehrten Fall, nämlich wo ein Edelmann, unter denen es auch nicht gerade an unreellen Leuten fehlt, einen Juden hinteres Licht führt. Diesen Umstand möge eine erst kürzlich vorgekommene Thatsache bestätigen. Nämlich ein gewisser Baron . . . unweit Krakau verkauft eine Eiche von einer Grösse und Stärke, wie sie jetzt nur selten noch vorkommt und zu einem Mastbaum passend, an einen Juden. Er lässt sich aber, nachdem er in dem

Contracte, den sie über das Geschäft aufnehmen, zur Bedingung gemacht, dass der Baum bis zu einer gewissen Zeit gefällt und abgeholt sein müsse, widrigenfalls er sammt der Kaufsumme wieder ihm dem Verkäufer zufalle, unter dem Vorgeben, dass er nothwendig Geld brauche, von dem Juden den ganzen Betrag vorausbezahlen. Kaum hatte der Jude den Rücken gewendet, so veranlasste der Baron einen seiner Bauern, an der Eiche ein Mutter-Gottesbild, wie man deren in Polen so viele antrifft, anzubringen. Die ganze Gemeinde des Ortes wohnte eben dieser Ceremonie bei, als der Jude mit den Holzhackern ankommt, um den Baum fällen zu lassen. Da letztere als fromme Katholiken unter den obwaltenden Umständen die Arbeit nicht vornehmen können und auch dem Befehle des Juden, das Heiligenbild herunterzunehmen und es an einen andern Baum zu befestigen, nicht gehorchen, so sieht sich dieser genöthigt, selbst die Hand ans Werk zu legen. Allein sowie er sich nur anschickt, die Mutter Gottes herunterzulangen, so stürzt auch Alles auf ihn, und man züchtigt ihn für seine Vermessenheit dermassen, dass er beim Ablauf des Termins zur Fällung der Eiche noch nicht wieder so weit hergestellt ist, dass er hätte daran denken können, gegen den schlaun Baron einen Process einzuleiten.

Die Wirthshäuser auf dem Lande sind fast alle in den Händen der Juden; bei ihnen kommen die Bauern zusammen, um sich in Schnaps ein Gütchen zu thun, und hat einer zu viel getrunken, dann kreidet ihm der Jude nach Gefallen so viel auf, als er will. Hat der Bauer

kein Geld zum Bezahlen, so creditirt ihm der Jude, welcher in diesem Punkte weit lieber mit ihm als mit dem Edelmann zu thun hat, gern, und macht sich dann mit den wenigen Producten, die der Bauer erntet, bezahlt. Das Kalb in der Kuh, das Kuchlein, bevor es ausgebrütet, ist schon häufig das Eigenthum des gierigen Juden, nachdem der arme Landmann den angeblichen Werth durch die Gurgel gejagt! Jetzt, wo sich die Mässigkeitsvereine so sehr ausbreiten, ändert sich das freilich ungemein und die Schenk-Juden kommen mit jedem Tage der Gewissheit näher, dass die Geburt der 7 magern Kühe Pharaos nächstens bevorstehe. Der Bauer überzeugt sich mehr und mehr, auf welche schändliche Manier der Jude seinen unglücklichen Hang zum Trunke benutzt und wird gewahr, dass er nur ihm allein seine frühere unglückliche Lage zu danken hat; kein Wunder also, wenn die Juden unter der geringeren Volksklasse jetzt so verhasst geworden sind.

Die Tracht der polnischen Juden ist zu bekannt, als dass sie einer näheren Beschreibung bedürfte; die des weiblichen Geschlechts ist recht kleidsam, namentlich an Feiertagen, an denen sich die reicheren mehr oder weniger mit Perlen und Gold bedecken. Am meisten spricht Einen der Kopfputz der unverheiratheten Mädchen an. Ihre schönen rabenschwarzen Haare fallen in langen, spiralförmigen Locken über den Nacken herunter, was sich ungemein malerisch ausnimmt und das Auge entzückt. Verwendeten sie statt des alten ranzigen Fettes ordentliche Pomade zu ihrer Toilette, so würde auch die Nase gegen diese Tracht ungleich weniger einzuwenden haben.

Merkwürdig ist noch der grosse Gemeingeist unter den Juden. Soll irgend ein Gesetz oder eine Massregel, welche das hebräische Interesse verletzt, in Ausführung kommen, so operiren sie alle dagegen und schlagen in der Regel den Weg der Bestechung ein, wobei sie auch am sichersten zum Ziele kommen. Schon längst würden sie in Russland zum Militair gezogen worden sein, hätten sie sich davor nicht durch einen goldenen Platzregen verwahrt. Freilich komten sie in der neuern Zeit dieses Schicksal nicht ganz abwenden, siegten aber doch insofern, als die Aushebungen aus dem Stamme Juda doch nur ganz gering ausfallen. Die Art und Weise, wie die Juden solche Fonds zusammenbringen, ist sonderbar. Der Rabbiner ordnet nämlich nach erhaltener Aufforderung vom Land-Rabbiner einen oder mehrere Fasttage an und währenddem darf nichts gegessen oder getrunken werden, mit Ausnahme des Wassers. Jede Stadt hat ihre Taxe über die Ersparniss, welche durch solche Enthaltensamkeit in jeder Familie herbeigeführt wird; der so gewonnene Betrag wird an den Rabbiner abgeliefert und dieser befördert ihn wieder an denjenigen Ort, wo man dessen bedarf. Selbst Dienstboten müssen beistuern, wenn es Noth thut.

Die polnischen Behörden sind fast ohne Ausnahme bestechlich, und unter solchen Umständen wird es weniger auffallend, weshalb fast überall die Juden obenaufschwimmen. Sie werden dabei freilich nur zu oft tüchtig ausgesogen, allein sie verstehen die entstandene Scharte schon wieder auszuwetzen.

Auf dem im Juli 1844 beendigten Landtage zu Krakau ist es angeordnet worden, dass jeder Jude, der vor seinem 30. Jahre heirathen will, vorher 3 Jahre deutsche Tracht tragen muss. Auf diese Weise will man sie zu Gentlemens machen und der Civilisation näher bringen, wozu ich viel Glück wünsche. Es ist ein sonderbarer Anblick, diese modernisirten Juden-Jünglinge, ungemein fein gekleidet, strahlend von Ringen und Ketten aus falschem Golde, und in ihrem Benehmen möglichst treu die haute volée copirend, zu sehen; thun sie aber den Mund auf und hört man ihr Kauderwelsch, dann ist die ganze Illusion zerstört.

Ueber

Die Geselligkeit in Krakau

lässt sich gerade so viel sagen, als über die Seidenzucht und Citronenwälder im nördlichen Sibirien. In Krakau sind zu viele Nationen zusammengewürfelt, um ein entsprechendes Ganze bilden zu können; die Männer möchten noch am besten harmoniren, immer können sie aber doch nicht ihre Frauen ausschliessen, und würden diese öfters zu einem geselligen Kreise zugelassen, so wären die armen Ehegatten binnen Kurzem ruinirt. In der That, es ist wohl selten ein Weib putsüchtiger als die Polin. Sie vereinigt die reizendsten Formen mit der seltensten Gewandtheit, Witz und Grazie, das ist aber auch alles. Die deutsche Gemüthlichkeit, Sinn für Ordnung und Wirthschaft, Sparsamkeit, kurz alles, was die „Frauen

in Deutschland“ charakterisirt, das sucht man bei ihr vergebens. Bei Gelegenheiten, wo es gar nicht darauf ankommt, z. B. wenn ganz intime Freunde sich einladen, glänzen die Damen im höchsten Putze, vom Kopfe bis zu den Füßen muss alles neu sein. In einem und demselben Anzuge zweimal zu erscheinen, wird für schimpflich gehalten. Ladet der Pole Gäste ein, so geht es in jeder Hinsicht auf das Glänzendste zu, die ausge-suchtesten Leckerbissen werden aufgetischt, die feinsten Weine getrunken, Leute, die 500 Thaler jährlich zu verzehren haben, wollen hinter Millionären nicht zurückstehen, und verthun oft in einem Abende mehr, als sie in einem Vierteljahre verdienen. Nach Tische geht es an das Kartenspielen, worunter besonders Hazard von den Polen leidenschaftlich geliebt wird, und ihm opfern sie mit Freuden das Letzte. Auch das „Landsknechten“ ist sehr im Schwange; dieses noble Spiel heisst hier zu Lande diabeltek (Teufelehen), weil man, nachdem abgehoben ist, mit der obersten Karte nicht den Boden macht, sondern sie gleichsam als ein Opfer für den Teufel fortwirft, um sich dadurch seine Hülfe zu erkaufen. Ich war öfters Zeuge, dass in einem Abende 8 und 10,000 Gulden in diesem Spiele verloren wurden und zwar von Leuten, die ihr Geld weit besser anwenden konnten.

Ungemein leicht begreiflich ist es, dass unter diesen Umständen wenig von Geselligkeit vorkommen kann. Werde ich irgendwo auf eine so splendide Manier empfangen, so muss ich es ganz in derselben Art erwidern; meine Frau will nicht nachstehen, sie tritt in

Sammt und Seide auf; man greift zu den Karten, als Wirth muss ich ohne Interesse spielen, und das Ende vom Liede ist, dass ich das Vergnügen, einige Freunde bei mir gesehen zu haben, mit einer Summe aufwiegen muss, deren Ausgabe mich Monate lang genirt; aus eben dem Grunde aber kann ich meine Freunde nur selten bei mir sehen, während ich bei weniger Luxus und weniger Spielwuth mir dieses Vergnügen ungleich öfterer verschaffen könnte.

Die Bälle während des Carnevals sind in der Regel nur spärlich besucht, zeichnen sich aber durch die reichen Toiletten der anwesenden Damen aus, welche zu ihrer Anschaffung öfters das Bett ins Leihhaus wandern lassen.

Geschlossene Gesellschaften nach Art der deutschen Casino's, Ressourcen oder Damenkränzchen giebt es hier nicht, und man kommt oft in Verlegenheit, wie man den Abend zubringen soll. Alle Versuche, eine solche Gesellschaft einzurichten, scheiterten zeither, und zwar immer an der sonderbaren Furcht der Regierung gegen derartige gesellige Zirkel. Da hierüber viel geschrieben worden ist, so unterlasse ich es, diesen unangenehmen Gegenstand weiter zu verfolgen.

Die einzige, gesetzlich erlaubte geschlossene Gesellschaft Krakau's ist die Schützengilde, und wenn ich mich über dieselbe ausführlicher auslasse, als es manchem Leser nöthig dünkt, so bitte ich um Verzeihung. Die einzige öffentliche Unterhaltung, welche die Regierung

gestattet, hat für uns Krakauer gerade deshalb so grossen Werth, weil es die einzige ist.

Die sogenannte Schützengesellschaft hier blühte schon vor alten Zeiten und hatte den Zweck, die Bürgerschaft im Gebrauche der Armbrüst zu üben, damit sie bei Belagerungen der Stadt wirksam zu ihrer Vertheidigung auftreten könne. Der Schützenkönig wurde in hohen Ehren gehalten; König Siegmund III. bestätigte im Jahre 1590 seine Privilegien; dieselben bestanden in einem Geschenk von 6 Ellen Scharlachtuch, ein Paar Handschuhen und einem Kranze. Dabei war er für die Dauer des Jahres frei von allen Abgaben und konnte sich den zu seinem Bedarf erforderlichen Wein und andere Waaren ohne Zoll einführen. Bedeutsam war das dem Könige zu machende Geschenk eines Paares Handschuhe; was ich damit meine, das werden die Mitglieder einer über den ganzen Erdkreis verbreiteten Gesellschaft schon verstehen. — Die von dem Glücklichen erworbenen Insignien bestanden aus einem silbernen Hahn, welcher an einer Kette auf der Brust getragen wurde. Die Herren Schützenkönige mögen jedoch die ihnen gestattete freie Einfuhr etwas übertrieben haben, denn die Regierung schaffte dieses Vorrecht im Jahre 1765 ab und verordnete an seiner Statt einen jährlichen Gehalt von 3000 Gulden, welcher auch regelmässig ausgezahlt wurde. Sogar die preussische Regierung, welche 1795 bis 1796 im Besitz von Krakau war, legte zu diesem Zwecke 1000 Thaler in der Magistratskasse nieder. Der letzte Schützenkönig, im Jahre 1793 bis 1794, war Stanislaus Piątkowski; mit ihm

schloß diese Gesellschaft ein. Der Krakauer Volkswitz machte hierauf folgendes Epigramm:

Stanislaus Poniatowski der letzte König von Polen,
Stanislaus Piątkowski der letzte König von Krakau.

Im Jahre 1833 wurde die Gesellschaft wieder ins Leben gerufen und erhielt neue Statuten, welche von der Regierung durch folgendes Decret bestätigt wurden:

Nr. 51. d. E. P. d. S.

Der regierende Senat

der Freistadt Krakau und ihres Gebiets.

„In Betracht, dass im vorliegenden aus 34 Paragraphen bestehenden Statut sich nichts vorfindet, was gegen die Ordnung und öffentliche Sicherheit wäre, so bestätigt der Senat dasselbe, jedoch mit dem Bemerkten, dass die Landesregierung sich vorbehält, auf die Handlungen der Gesellschaft aufmerksam zu bleiben und über die Erfüllung der in vorstehender Verfassung enthaltenen Vorschriften mittelst eines zu diesem Zwecke zu delegirenden Commissairs, dem die Abtheilung des Innern und der Polizei eine angemessene Instruction geben wird, zu wachen.“

Krakau den 31. Mai 1833.

(L. S.) Der Senats-Präsident,
(gez.) Wielogłowski.

Der General-Secretair beim Senat,
(gez.) Darowski.

(unterz.) Nowakowski, exp. Secr. d. S.

Man behauptet auch, dass dieser Regierungscommissair, welcher allen Versammlungen der Schützen-gesellschaft beiwohnen muss, jedes neue zur Schiessstatt kommende Gewehr zu prüfen und zu untersuchen habe, ob es aus keiner verbotenen Tonart knalle; dem wird aber vielfältig widersprochen.

Die Gesellschaft besitzt einen recht hübschen Garten auf der Vorstadt Wessola, welcher besonders Sonntags von der schönen Welt zahlreich besucht wird. Im Winter giebt sie während des Carnevals einige Bälle.

Einwanderungen

nach Krakau und seinem Gebiete finden im grösseren Massstabe nicht statt und würden auch der ohnehin schon dichten Bevölkerung wegen kein erfreuliches Resultat liefern. Dagegen könnten sich deutsche Handwerker aller Art mit grossem Vortheil in der Hauptstadt selbst niederlassen; bei guter, reeller Arbeit würden sie ein sicheres Fortkommen finden und die Concurrenz wenig oder gar nicht zu fürchten haben. Wir haben zwar keine Gewerbefreiheit und der Ankömmling würde deshalb bei seiner Niederlassung auf mannigfache Schwierigkeiten stossen; allein da das Bedürfniss nach guten Arbeitern wirklich dringend ist, so dürfte ein solcher gewiss auf vielseitigen Schutz rechnen können, namentlich würden sich die Preussen eines solchen zu erfreuen haben, indem sie an ihrem hiesigen Residenten einen Mann finden, der ganz für sein Amt lebt und dem es ein Vergnügen ist, zu helfen, wo er nur irgend helfen kann.

Unkenntniss der polnischen Sprache ist für den Anziehenden allerdings etwas störend, jedoch nicht in dem Grade, wie es viele glauben, da in Krakau ungemein viel Deutsch gesprochen wird. Vor einem Umstande aber möchte ich den Fremden, der sich hier ansiedelt, recht ernstlich warnen, nämlich vor dem Creditgeben. Man versteht hier mit einer seltenen Frechheit zu borgen, und will der Darleiher sein Geld wieder haben, so muss er klagen, was ihm in vielen Fällen auch nichts hilft, indem die Wendungen des Gesetzes den Schuldner nur zu oft begünstigen und die Prozesse überhaupt, auch wenn sie gewonnen werden, eben so kostspielig als zeitraubend sind. Gewöhnlich geben viele junge Anfänger gern starken Credit, nur um ein grosses Geschäft zu machen, fahren aber herzlich schlecht damit, sie zersplittern ihr kleines Capital, welches sie im günstigsten Falle nur mit vieler Mühe und unter grossen Unkosten wieder zu concentriren vermögen; tritt in Folge dessen bei ihnen selbst Geldmangel ein, so fallen sie Wucherern in die Hände und sind dann so gut wie verloren.

Häufig findet man in den Zeitungen Anzeigen, durch welche deutsche Auswanderungslustige von polnischen Gutsbesitzern zur Niederlassung auf ihren Gütern er-muthigt werden. Man verspricht den Leuten goldene Berge, und ginge nur die Hälfte der gegebenen Ver-sicherungen in Erfüllung, so wartete der sich Ansiedelnden eine bessere Zukunft. Vor solchen Lockvögeln warne ich ganz besonders. Wenn auch der Gutsbesitzer selbst der redlichste Mann ist und es in seinem eigenen Interesse

liegt, den deutschen Einwanderer kräftig zu unterstützen, so stösst letzterer auf alte eingewurzelte Vorurtheile, welche den Polen gegen den Deutschen feindlich stimmen; er versteht die Landessprache nicht, er wird von den unteren Behörden gedrückt und chikanirt, das angenommene polnische Gesinde ist das schlechteste in der Welt, und kommt er mit dem reichen Grundherrschaften in Zwistigkeiten, so sucht er umsonst nach Gerechtigkeit; ganz besonders schwer muss es ihm aber auf dem Herzen liegen, dass seine in Polen geborenen Kinder den Russen militairpflichtig sind. Die Behandlung und Verpflegung der armen russischen Soldaten ist die fürchterlichste, die man sich denken kann, die Strafen für das geringste Versehen sind schaudervoll.

Ein solcher armer Soldat ist häufig auf eine Nahrung angewiesen, die der Deutsche sich scheuen würde, seinem Hunde vorzuwerfen. Er steht an der Grenze, er weiss, dass es jenseits besser ist. Hungrig, gemisshandelt, fällt es ihm ein, dass er auch ein Geschöpf Gottes ist, nicht aber ein zum Prügeln und Quälen geschaffenes Wesen; er desertirt und wird ergriffen.

Ich will solchen Eidesvergessenen keineswegs das Wort reden, ihre That ist und bleibt ein Verbrechen, aber unter welchen mildernden Umständen wird es begangen! Der Soldat wird — so findet wenigstens im Königreiche Polen die Aushebung des Recruten statt — des Nachts unerwartet aus dem Bette gerissen und zum Regimente geschleppt. Seiner harret eine 15jährige Dienstzeit, die er vielleicht am Kaukasus oder in dem ewigen

Schnee Sibiriens zubringen muss; seine Nahrung ist kärglich und elend, er wird von seinen Oberen barbarisch behandelt, er sieht ein, dass er nach Verlauf seiner Dienstpflicht ein Krüppel sein wird — muss da nicht in seiner Brust der Wunsch rege werden, sich diesem Elende zu entziehen?

In Russland wird bekanntlich Niemand mit dem Tode bestraft; welche schreckliche Ironie liegt in dem desfallsigen Gesetze! Mit dem Tode direct allerdings nicht, er wird aber zu Tode gemartert.

Der Deserteur wird zu 1000 bis 1500 Streichen verurtheilt, die er höchst selten überlebt; der erste Hieb entreisst dem Bejammernswerthen ein Entsetzen erregendes Klagegeschrei, es verstummt mit der Zeit, das Fleisch wird ihm von den Knochen heruntergeschlagen und hängt in Fetzen herab, endlich reicht der Tod dem Gequälten freundlich die Hand. Tritt dieses eher ein, als die stipulirte Anzahl Hiebe gefallen, so stört das den Henker nicht, selbst auf den Leichnam noch so lange loszuschlagen, bis der dem Delinquenten gebührende letzte Hieb gefallen. Sind die Angehörigen und Freunde des Verbrechers herbeizuschaffen, so müssen sie, sie mögen wollen oder nicht, der Scene beiwohnen.

Da ich einmal von Ein- und Auswanderungen rede, so will ich hier meine Verwunderung aussprechen, dass man ihnen keine bestimmtere, zweckmässigere und nutzenbringendere Richtung gegeben hat. Seit 20 Jahren haben sicher nahe an eine Million Menschen Deutschland verlassen, um jenseit des Oceans ein neues Vaterland zu

suchen. Sie haben sich namentlich nach den Vereinigten Staaten gewendet, in allen Theilen derselben findet man Deutsche zerstreut, nur im Ohio-Staate leben sie zusammengedrängter. In ihnen verlor das Vaterland eine Menge fleissiger Hände und die Fabriken eine Anzahl von Consumenten, und zwar unwiderbringlich; ihre numerische Stärke, sowie ihr Einfluss in dem Lande ihrer Wahl ist zu gering, um nutzenbringende Sympathien für Deutschland zeigen zu können. — Besässen wir überseeische Colonien, so würden diese von den Auswanderungslustigen bevölkert worden sein und zwar mit einem nachhaltigen Vortheile für das Mutterland; diese haben wir aber nicht und werden sie auch nicht bekommen, bevor nicht eine deutsche Kriegsflotte vorhanden ist, welche deren Schicksal sichert.

Jetzt geht sogar eine deutsche, aus den achtbarsten Männern bestehende Gesellschaft damit um, in Texas, einem Lande, dessen Schicksal noch so ungemein schwankend ist und auf welches Mexico seine wohlgegründeten Ansprüche noch nicht aufgegeben hat, deutsche Colonien zu gründen. Ueber Texas kommt in einem neueren Werke des Capitain Marryat: „Monsieur Violet“ ungemein viel Interessantes vor; das Buch ist sicher ins Deutsche übersetzt und ich möchte einem Jeden, der mit der Idee umgeht, sich dort niederzulassen, dringend anrathen, das Werkchen zu lesen. Nach demselben sind die Yankee's, diese Plage und Bluteigel der unerfahrenen Auswanderer, im Vergleich zu den Texikanern wahre Engel. Der deutsche Auswanderer muss einen wesentlichen

Theil seines Capitals zur Reise bis nach dem Einschiffungspunkte verwenden, die Seereise ist theuer und nicht ohne Gefahren, und in Amerika angekommen, muss er oft noch eine Fahrt von 2 bis 300 deutschen Meilen machen, bevor er zu dem Punkte seiner Niederlassung gelangt. Vom süßen Vaterlande, dessen Werth er jetzt erst kennen lernt, für immer geschieden, der Landessprache unkundig, benutzen ausgelernte Sharpers auf die schändlichste Weise seine Treuherzigkeit und seinen Mangel an Gesetzkenntniss, ihn befallen Krankheiten einer wärmeren Zone und eine Anzahl von Meilen trennt ihn von Städten und geselligen Vereinen.

Unter diesen Umständen wundert es mich, dass die Auswanderer sich nicht Ungarn zuwenden. Die Reise dahin ist ungleich billiger, als nach Amerika, namentlich für das südliche Deutschland, dessen Bewohner so ihrer Heimath am meisten überdrüssig sind. Ich entlehne der Karlsruher Zeitung folgenden im Juli 1844 gelesenen Artikel:

„Die Central-Eisenbahn in Ungarn ist endlich so weit gediehen, dass sie unverzögert noch dieses Jahr in Angriff genommen werden kann. Die Stände haben sie garantirt. Wie man vernimmt, haben mehrere angesehene Banquierhäuser in Wien beschlossen, auf eine solide Basis gestützt, ein vaterländisches Unternehmen, nämlich eine deutsche Colonisation, mit dem Bau der Centralbahn zu verbinden, und unsere Landsleute nicht mehr übers Weltmeer einer traurigen Zukunft entgegenseheln zu lassen, während die schönsten

Fluren Europa's in einem Lande, welches sich in wenigen Jahren kräftig entwickeln wird und muss, jetzt noch verödet liegen. Ungarn war bisher eine Terra incognita für Deutschland, und Deutschland gewissermassen für Ungarn. Die neue Schöpfung, die Central-Eisenbahn, wird das Uebel heben; die Nordbahn, im Herzen von Deutschland gelegen, wird ihre freudigen Pulse bewegen, um Leben und Gedeihen aus einem der deutschen Länder ins andere zu bringen, und das schöne Land wird einer herrlichen und sichern Zukunft schnell entgegenzueilen.“

Ungarn ist das schönste Land der Erde, nichts fehlt ihm, es kann die ganze Welt entbehren, ohne dass eins der wesentlicheren Bedürfnisse des Landes unbefriedigt bliebe. Die mildeste Sonne kocht seinen Götterwein, der so mangelhaft bearbeitete Boden giebt in Hülle und Fülle die herrlichsten Producte, Millionen von Morgen erwarten nur einen nothdürftigen Anbau, um hundertfach die darauf verwendete Mühe zu vergüten. Das Geld hat dort einen hohen Werth, und mit hundert Thalern in Ungarn kommt der Ansiedler eben so weit, als in Amerika mit tausend. Derselbe sagt bei einer Niederlassung daselbst keineswegs den zurückgebliebenen Theuern Lebewohl, die erleichterte Verbindung führt ihn in eben so viel Tagen in deren Arme, als er von Amerika aus Monate braucht. Die vielfältigen Producte des Landes geben dem Speculanten ein weites Feld, welches um so glänzender zu werden verspricht, als sich die österreichische Regierung mehr

und mehr dem Zollvereine zuneigt, dem es sich endlich doch anschliessen müssen. Endlich hat das gesegnete Land eine freie Verfassung und gute Gerechtigkeitspflege, von deren Trefflichkeit ich mich öfters überzeigte.

Ungarn hat auf seinen 4181 Quadratmeilen gegen 12 Millionen Einwohner, so dass mithin nur 2900 auf die Quadratmeile kommen; die Bevölkerung ist aber sehr ungleich vertheilt, auf manchen Punkten sehr zusammengedrängt, auf anderen ungemein dünn. Der Sprache nach besteht sie aus

5,654,890 Ungarn,	} mithin zusammen 5,524,120 Slawen.
973,740 Deutschen,	
12,800 Franzosen und Italienern,	
2,001,850 Slowaken,	
1,304,960 Croaten,	
979,500 Illyrier,	
1,237,810 Wallachen,	

Die Slawen stehen also mit den Ungarn in numerischem Verhältnisse ziemlich gleich. Letztere, eifersüchtig und stolz auf ihre Freiheit, und Alles einer genauen Controle unterwerfend, was derselben früher oder später nachtheilig werden dürfte, betrachten den nordischen Riesen nicht mit der Gleichgültigkeit, wie es von anderen Seiten geschieht. Russland bildet ein Achtel der bewohnten Erde und besitzt in Europa, Nordasien und Amerika ein Ländergebiet von 363,000 Quadratmeilen. Freilich ist die Einwohnerzahl von 58 Millionen diesem

ungeheuern Gebiete keineswegs entsprechend, aber doch immer genügend, um halb Europa mit seinen Heeren zu überschwemmen. Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgangen sein, dass Russlands Lieblingsidee die einer slawischen Universal-Monarchie ist, obschon die sichtbareren Schritte hierzu vielleicht erst nach Jahren erfolgen. Es macht immer neue Fortschritte, wenn auch nur auf diplomatischem Wege; sein Einfluss in Griechenland ist gewaltig, in der Türkei desgleichen, und auf dieses alterschwache Land, welches über kurz oder lang zusammenbrechen muss, wetzt es schon lange seinen Zahn. In den Donau-Fürstenthümern, welche mit Ungarn grenzen, ist es allmächtig, und die überall stattfindenden russisch-slawischen Umtriebe beweisen, dass es in allen slawischen Ländern Sympathien zu erwecken sich bemüht. Daher die Zuvorkommenheit, mit welcher es slawische Gelehrte des Auslandes behandelt, daher die Orden und goldenen Tabaksdosen, mit welchen deren Brust und Tasche geschmückt wurde.

Ungarn mit einer so wesentlichen slawischen Bevölkerung und an Länder grenzend, die ganz unter russischem Einflusse stehen, sieht diesem Treiben mit weiser Fürsorge für die Zukunft zu, und nachdem im Lande selbst von den Slawen die deutlichsten Beweise gegeben wurden, dass die russischen Ducaten auf keinen felsigen Boden gefallen, griff es zu Gegenmassregeln, die mit Weisheit verbunden waren, aber in der Ausführung hin und wieder übereilt wurden. Ich meine die bekannten Gesetze zur Magyarisirung des Landes, denen die An-

sicht zu Grunde lag, dass durch Verbreitung und Annahme der ungarischen Sprache auch ungarischer Sinn erweckt werde. Im Feuereifer ging man aber etwas zu weit; alle Pässe und Urkunden, auch wenn sie für das ferne Ausland bestimmt waren, wurden in ungarischer Sprache ausgefertigt, was zu vielen Inconvenienzen führte und um so tadelnswerther erscheint, als sich dieselben voraussehen liessen und die betreffenden Behörden sich doch mit gleicher Leichtigkeit deutsch oder lateinisch auszudrücken wissen. Der Panslawismus fiel wüthend über diese Massregeln her und focht tapfer in den Spalten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, ob siegreich oder nicht, das ist erwiesen.

Slawen und Deutsche harmoniren nie; wo sie in enge Berührung kommen, siegt in der Regel der letztere durch Ausdauer, Fleiss und weise Benutzung der Umstände. Das weiss der Ungar sehr genau; in der Regel in Deutschland erzogen, nimmt er seiner Zeit wenigstens einen Theil des ihm Eingepägten mit in die Heimath, daher seine Vorliebe zum Deutschen, unter welchem ich jedoch keineswegs den Oesterreicher, und diesen am allerwenigsten verstehe. In dem deutschen Einwanderer findet er einen Verbündeten gegen den Slawen; es können noch Millionen Germanen ins Land kommen, bevor sie stark genug sind, sich mit dem Ungar zu messen; inzwischen sind sie seine Verbündete, haben mit ihm einerlei Interesse und einerlei Wünsche, sie bilden einen starken Damm gegen die Slawen und erwachendes Russenthum. Das Interesse der Deutschen und Ungarn

geht Hand in Hand, und wie die letzteren sonst ein Damm gegen die Türken waren, so werden sie es auch vielleicht gegen die Russen sein.

Ueberrahmen es einflussreiche Männer, sich mit ungarischen Magnaten, die ein grosses Gebiet besitzen, zu verständigen, so würde nichts leichter sein, als eine Menge von Ansiedlern, ohne dass sie ihr Geld auf kostspielige Seereisen zu verwenden brauchten, in Ungarn zu placiren und sicher sehr vortheilhaft. Der Grundzins würde verhältnissmässig wenig betragen, die sonstigen Abgaben sind unbedeutend und niedriger als irgendwo, die am meisten verbreitete Sprache daselbst ist die deutsche: ich bin damit im ganzen Land sehr bequem durchgekommen, ausser in einigen Comitaten, wo ich das Latein, was ebenfalls sehr verbreitet ist, zu Hülfe nehmen musste und ich stelle ganz dreist die Behauptung auf, dass man in Ungarn mit der deutschen Sprache im Allgemeinen weiter kommt, als mit der ungarischen selbst.

Mit grossem Unrecht macht man dem Ungarn den Vorwurf der Rohheit und des groben Wesens. Grob mag er mitunter sein, er denkt sich aber nichts Böses dabei, er gleicht im Allgemeinen dem ehrlichen Squire Western in Tom Jones, den der unsterbliche Fielding sagen lässt: „*and where a body means no harm, what signifies a hasty word or two?*“

In der Regel haben die Ungarn auch in der Bürgerklasse eine gute Erziehung genossen; ihre natürliche Lebhaftigkeit, der Mangel an Umgang mit glatteren, ab-

geschliffeneren Menschen und der Wunsch, das, was ihre Väter schützten, festzuhalten, veranlasst sie zu einem kernigen, ungenirten Betragen. Sie gleichen gewissermassen den Engländern, wie sie von Sterne in seiner empfindsamen Reise dem Grafen B... in Versailles geschildert werden.

Ich kann mich von Ungarn nicht trennen, ohne noch ein Wort über seinen Wein zu sagen, diesen Nectar, wie ihn kein Land so gut hervorbringt. Es erzeugt davon, je nach dem Jahrgange bald mehr, bald weniger, im Durchschnitt aber jährlich 20 Mill. Eimer, wovon freilich der grössere Theil leicht ist und im Lande verbraucht wird. In den Weingegenden kennt man weder Bier noch Branntwein; jeder, auch der Bauer, trinkt Wein; die Reicheren mischen ihn mit Mineralwasser, welches in Ungarn so ungemein häufig vorkommt. Für die edleren Sorten findet es namentlich an den Polen und Russen Käufer. Wie jede Sache der Mode unterworfen ist, so ist dies auch mit den Weinen der Fall. Vor 20 Jahren trank man in Polen fast ausschliesslich Rheinwein, jetzt hat sich aber Alles dem Ungar zugewendet. Ein altes gutes Glas Wein gehört übrigens im Lande selbst zu den Seltenheiten; es geht, mit Ducaten aufgewogen, in der Regel nach dem Auslande, selten aber nach Preussen und Deutschland überhaupt, es sei denn in Privatkeller. Der beste Wein ist der 3 oder 4buttige, das heisst, man nimmt 3 oder 4 Butten voll getrockneter edler Weinbeeren, schüttet sie in das Fass und füllt den Wein darauf. Der Zuckerstoff der ersteren geht mit der Zeit

in den letzteren über und macht ihn schwer, fett und kraftvoll, führt aber häufiges Arbeiten des Weines herbei, besonders während der Blüthe im Mai und während der Lesezeit im October; doch dies legt sich mit der Zeit, der zuckersüsse Wein fängt an zu zehren und wird herbe, sowie ihn der Kenner verlangt und liebt. Jetzt zieht man ihn von den, ein schlammiges Lager bildenden Trockenbeeren ab und wirft auf letztere einen andern Wein, der bedeutend leichter als der frühere sein kann; es geht nun derselbe Prozess vor sich und nach ein oder zwei Jahren hat man neuerdings wieder ein herrliches Getränk daraus.

In Deutschland trinkt man meistens nur leichte süsse Ungarweine, die bei weitem nicht lange genug gelegen haben. Auf das Lager giebt man einen billigen und dünnen Ofener oder Szumla'er und nennt ihn dann Ungarwein. Es ist ein fades, Ekel erregendes Getränk und dabei doch noch sehr theuer. Wer aber ein gutes Glas geniessen will, der wende sich nach Krakau, wo viele und gute alte Lager sind.

Wenn der vornehme Pole sich bei Tafel eine rechte Güte gethan hat und seinen Gästen eine besondere Ehre erzeugen will, so lässt er zu guter letzt eine alte Flasche Ungar auftragen. Je mehr dieselbe mit Moder und Schwamm überzogen ist, desto besser, ist ihr Inhalt und man hütet sich wohl, sie zu reinigen. Der Feuerwein wird aus ganz kleinen Gläsern getrunken, und merkwürdig ist es, dass sich ein früherer Rausch nach

ihm verliert. Er kämpft im Leibe mit demselben Erfolge, wie ein tapferer geharnischter Ritter gegen gemiethetes Fussvolk.

And the blue green white Banner
Oh! long may it wave.
Over the land of the Free
And the home of the Brave!

Ich springe über von dem herrlichen Ungarn zu

Galizien

und will dasselbe noch als Schlussstein zu den vorliegenden Blättern in aller Kürze schildern. Bei der zwischen Russland und Preussen übereingekommenen Theilung Polens fiel Galizien und Lodomerien an Oesterreich, welches auch zugreifen musste, wenn es mit den Nachbarstaaten in gleichem Verhältnisse wachsen und nicht das Gleichgewicht verlieren wollte. Es hat bis jetzt von seiner Eroberung eben nicht viel Freude und Vortheil gehabt, aber auch Russland und Preussen können von den ihrigen nichts besseres sagen. Oesterreich bekam an Galizien einen ungeleckten Bären; um es nur wenigstens etwas zu civilisiren, hat es die grössten Opfer gebracht, es suchte Kunst, Handel und Industrie zu heben, deutsche Musterkolonien wurden angelegt, Kaiser Joseph hob die Leibeigenschaft auf, aber Alles fruchtete nichts, es ist noch immer ein in jeder Beziehung zurückgebliebenes Land, gleichsam als ruhte ein Fluch darauf.

Brave, einsichtsvolle Beamte nahmen dort kein Amt an, und die Zeit, wo Leute mit den allermittelmässigsten Kenntnissen für die öffentlichen Stellen förmlich angeworben wurden, liegt noch gar nicht fern. Die Manier, mit welcher die Regierung gleich nach Besitznahme des Landes sich ihre Kreisbeamten zu verschaffen suchte, deren Functionen eine genügende Bekanntschaft mit der polnischen Sprache, wie nicht weniger einen gewissen Einfluss auf ihre Landsleute und eine genaue Local- und Personalkennntniss zur Bedingung machten, ist äusserst sinnreich. Sie liess nämlich, da sie für diese Posten keine Galizier finden konnte, indem sie alle die Ausrede machten, sie verstünden keine Sylbe deutsch, was zur Bureausprache geworden war, aus Wien einige ausgezeichnete Komiker nach Lemberg kommen, welche zur Zeit, wo sich der Adel dort zu versammeln pflegte, auftreten mussten. Besonders zu diesem Zweck aufgestellte Personen mussten beobachten, wer von den Anwesenden am herzlichsten lachen, mithin das aufgeführte Stück am besten verstehen würde. Diejenigen Herren nun, die sich in dem fraglichen Punkte am meisten hervorgethan hatten, wurden nach dem Schlusse der Vorstellung ergriffen und mussten, sie mochten wollen oder nicht, Beamte werden; alles Leugnen und Sträuben half nichts, sie hatten sich verrathen.

Der galizische Adel ist meistens arm; die Vornehmen verprassen ihr Geld in Wien oder Paris und der Unbemitteltere, der nicht nachstehen will, verpfändet sein Letztes, um es ihnen nachzumachen. Statt sparsam

zu leben und die Wirthschaft zu verbessern, fröhnt der Gutsbesitzer dem übertriebensten Luxus, er fährt nie anders als vierspännig, während seine armen Ackergaule so schlecht gehalten und entkräftet sind, dass sie kaum gehen können. So war Galizien schon, bevor es an Oesterreich kam. Zur Zeit der polnischen Revolution hat es sich durch seine starken, nach Polen gewanderten Unterstützungen noch mehr entkräftet; Viele gaben, um ihre Brüder zu retten, das Letzte her, belasteten sich mit Schulden und verschleuderten sogar häufig ihre Güter. Doch alle diese gebrachten Opfer waren vergebens; ihre Folgen haben Viele noch heute zu empfinden.

Der Galizier ist im höchsten Grade demoralisirt; nur höchst selten trifft man, besonders unter dem Adel, auf ehrenwerthe Leute. Er schwindelt und betrügt, wo es nur irgend angeht; die Gerichtshöfe sind in ihrem Verfahren grenzenlos saumselig und sehr bestechlich; wer am meisten giebt, behält das Recht für sich und es braucht sich deshalb Niemand um die Folgen seines Betragens sehr zu kümmern. Was anderwärts ein Betrug heisst, nennt man hier ein gutes Geschäft, der Schwindler aber ist ein kluger Kopf.

Ueber den galizischen Bürgerstand lässt sich wenig sagen, da ausser in Lemberg und einigen Kreisstädten, wo wiederum die Beamten dominiren, keiner vorgehanden ist.

Der galizische Bauer steht auf der untersten Stufe der Cultur. Ob er gleich erblicher Besitzer seines Eigenthums ist und daraus nur in seltenen Fällen vertrieben werden kann, so versteht er doch durchaus nicht, diesen Vortheil wahrzunehmen. Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit sind ihm gänzlich fremd; er betreibt seine Wirthschaft nach dem alten Schlendrian, nichts kann ihn veranlassen, in irgend einem Punkte davon abzugehen. Vor seinen Vorgesetzten kriecht er wie ein Hund; glaubt er sich von seinem Gutsherrn bevortheilt oder hat ihn dieser strafen lassen, so rächt er sich auf die roheste Manier, und nur zu häufig durch Anzündung der herrschaftlichen Gebäude; im Herbste und Winter, wo der eingespeicherten Vorräthe wegen Feuersbrünste den empfindlichsten Schaden verursachen, sieht man häufig in einer Nacht mehrere Feuerzeichen am Himmel. Sein Ackergeräth und Vieh sind in dem schlechtesten Zustande, seine Lebensweise, Kleidung und Wohnung sind elend, seine höchste Wonne ist ein Brantweinrausch, und die Trunksucht erhält ihn fortwährend in der abhängigsten Stellung zu den Juden.

Letztere sind die Pest des Landes und saugen es aufs unbarmherzigste aus; sie haben Handel, Industrie, ja sogar die Handwerke an sich gerissen. Sie rühmen sich selbst, das Kreisamt in der einen, das Gubernium in der andern Tasche zu haben und eine goldene Kette bis Wien zu besitzen, was in der That keine Unwahrheit ist. Durch das in Galizien förmlich organisirte Bestechungssystem ist der Jude fast allmächtig; was er

unternimmt, setzt er auch durch; er gewinnt Prozesse, vergiebt Aemter und Consense und treibt gleichsam Handel damit. Von Wien aus werden freilich gegen solches Unwesen die strengsten Befehle erlassen, die Beamten denken aber wie die Chinesen: „der Himmel ist hoch und der Kaiser wohnt weit“ und kehren sich an solche Verordnungen nicht im mindesten. Schlägt wirklich einmal Jemand an die grosse Glocke und dringt mit seiner Klage bis an die höchsten Behörden in Wien vor, so dürfen die Collegen des verklagten Beamten ihn nicht fallen lassen, weil er sonst plaudern würde; denn sie Alle ziehen an einem Strang.

Nimmt der Angestellte nicht selbst Geschenke an, so thut es die Frau oder Schwester und er kann dann mit gutem Gewissen schwören, dass er nicht bestochen worden sei. Zur Bezeichnung solcher Geschenke, die heimlich in die stets dazu geöffnete Hand gedrückt werden, hat der Pole einen sehr treffenden Ausdruck: Lapa heisst auf deutsch Tatze oder Pfote; eine im Geheimen gemachte Bestechung nennt er nun Lapowe oder Pfortengeld, denjenigen aber, der diesem zugänglich ist, einen Lapownik oder Pfortengeld-Liebhaber.

Beamte mit einem kleinen Gehalte von 3 bis 400 Gulden Conv.-Münze leben mit Beihülfe des Lapowe sehr anständig, halten sich Pferde und machen ein grosses Haus.

Die österreichische Regierung hat schon vor Jahren eingesehen, welchen demoralisirenden Einfluss es auf das Landvolk hat, wenn Juden Dorfschenken halten, und hat solches deshalb aufs strengste verboten, aber

dennoch giebt es in Galizien lauter jüdische Wirthe. Ob schon sich diese, um ungehundet zu bleiben, mit dem Kreisamte abfinden müssen, so werden von den Kreisbeamten doch noch häufig sogenannte Juden-Commissionen veranstaltet, die immer goldene Ernten bringen. Sie fahren in irgend ein Dorf und halten vor der Schenke an; kaum sieht der Jude seinen Plagegeist, so stellt er den ersten besten Bauer, der ihn auf wenige Minuten repräsentiren muss, an den Schenktisch. Der Beamte überzeugt sich, dass Alles in Ordnung ist, steigt, nachdem ihm der Jude eine Summe in die Hand gedrückt hat, wieder in seinen Wagen, begiebt sich nach Hause und macht einen der Sache angemessenen Bericht. Für solche Commissionsreisen bezieht er vom Staate noch besondere Diäten, was der Sache die Krone aufsetzt.

Galizien ist ein armes Land, obschon ungemein reich an rohen Producten, die es aber, weil sie aus Mangel an schiffbaren Flüssen nicht zur Ausfuhr kommen können, grösstentheils ohne grossen Gewinn absetzt. Im Innern finden wir blos den San, Bug und Dniestr; ersterer ist ein Bergfluss, sein Wasser kommt eben so rasch, als es fällt und die Verschiffungen darauf sind höchst unsicher, da der Speculant mit seinem Getreide nur zu oft auf dem Sande sitzen bleibt. Mit dem Bug ist es noch schlimmer; er verdankt sein Wasser nur Waldsümpfen und fällt nun nicht viel Schnee im Winter, so ist er das ganze Jahr lang nicht zu befahren. Durch ihn sind viele Leute arm geworden. Der Dniestr eignet sich auch nicht gut zu Verschiffungen, er ist sehr

reissend, hat ein felsiges, schlecht regulirtes Bett und die Russen erheben auf die mittelst dieses Stromes versandten Güter einen fast unerschwinglichen Zoll.

Aber auch zu diesen Abzugskanälen hat der Producent nur zu oft 20 bis 30 Meilen weit sein Getreide zu fahren und er kann deshalb nur bei sehr hohen Preisen diese weite Abfuhr bewerkstelligen. Am übelsten ist das fruchtbare Podolien daran, welches selten daran denken kann, seine Produkte zu dem so weit entfernten Bug abzustellen; um sie daher nur einigermaßen zu verwerthen, wird mit dem schönsten Getreide das Vieh gefüttert; es ist deshalb kein Wunder, wenn man dem schönen Podolischen Ochsen vor allen seinen gehörnten Collegen überall die Palme zuerkennt.

Im Juli 1843 war ich in Podolien, wo ungeheure Massen von Roggen zu 30 Mzc. loco pro Korzec oder 5 Sgr. pro preuss. Scheffel zu kaufen waren. Ein Geschäft führte mich 14 Tage später nach Sachsen; dort herrschte im Gebirge fast Hungersnoth und der preuss. Scheffel Roggen galt 4 bis 4½ Thaler. Welcher grenzenlose Abstand und welcher sprechende Beweis, wie wünschenswerth und dringend nöthig eine erleichterte und billige Communication in Europa wird!

VISUM ET REPERTUM**ZMARŁÉJ RZECZYSPOLITÉJ KRAKOWSKIÉJ.**

Wypłacając się z długu naturze doczesnej,
 Po chorobie dość krótkiej, lecz ~~krótko~~ bolesnej, *nader*
 W kwiecie lat, bo jej ledwie trzydziestkę liczono,
 Obea świata, i żadną chwałą nieokryta,
 Przeniosła się niedawno na wieczności łono,
 Najjaśniejsza Krakowska Rzeczniepospolita.
 Wiadomość o tym nagłym niespodzianym zgonie
 Napelniła żalobą jój przyjaciół, krewnych,
 I nie było nikogo w dość liczném ich gronie
 Co by nad jój nieszczęściem nie wylał też rzewnych. —
 Ubolewali wszyscy łącznie, jednozgodnie,
 Nad weześnieą śmiercią istoty, —
 Rtórejby żyć lat szereg w szczęściu, swobodnie,
 Służyły wszystkie przymioty;
 Zdrowie jakiego szukać, powabów bez końca.
 Świeżość jakby u zorzy wschodzącego słońca,
 Budowa organiczna bardzo przyzwoita,
 Taką była nieboszka Rzeczniepospolita.
 A nawet, jakby niedość na tém wszystkim jeszcze,
 Rodzice jój o ~~zdrowie~~ dziecka swego dbali, *życia*
 Tłumiąc jakieś przeczucia nieznane i wieszczę,
 Byt jój we Francyi i Anglii assekurowali.
 Wprawdzie bąkano o tém cichaczem i skrycie,
 Że nieboszeczka jój Babka (Panie świeć ~~nad~~ jój duszy),

Rzeczpospolita Polska utraciła życie,
 Na tę samą chorobę, w podobnej katuszy,
 I z tąd wyprowadzono konkluzją wcale
 Spowszechniałą i uliczną: —
 Że wnuczka jój, o którą rozwodzono żale,
 Zmarła na słabość dziedziczną: —
 Wszakże wniosek podobny jakkolwiek prawdziwy,
 Osłabiał uwagę na stosunek Ery.
 Babka przez długie wieki wiodła byt szczęśliwy,
 Wnuczka ledwie przeżyła lat dwadzieścia cztery,
 I nie przypuszczam, by przeto mogła tak młoda,
 Pójść ofiarą choroby dziedzicznej z matki,
 Dla tego też ogólna była na to zgoda,
 Że na śmierć jój wpłynęły niezwykle wypadki.
 Mówiono więc o tém różnie,
 Zawsze cicho i ostrożnie;
 Jedni twierdzili,
 Że swiawkami byli, *12*
 Jak własnie jój służalcy w ostatniej chorobie, *12*
 Dusili ją, męczyli, ażę legła w grobie. —
 A znowu mówili drudzy,
 Że to wcale nie jej słudzy
 Byli przyczyną jój zgonu.
 Lecz, że idąc za głosem światowego tonu,
 Nieboszeczka, której życie przetrwałoby wieki,
 Miasto się radzić lekarzy w Krakowie,
 Uroiła sobie w głowie,
 Że tylko zagraniczne doktory i leki,
 Wróca jej stracone zdrowie;
 Byli znowu i tacy, co twierdzili śmiało,
 Że im się tylko udało

Odkryć prawdziwe Jój śmierci powody,
I co utrzymywali że mają dowody,
Jakby bliscy krewni tój dostojnej Pani,
Opiekunowie przydani,

Pragnąc w miejsce w posiadanie bogatj puścizny,
Dla przyspieszenia zgonu dali jej trucizny.
Bądź co bądź głos publiczny nieprzekupiony,
Pamiętny świeżych sprawek Dyrektora Gutha;
Nie wierzył w jej śmierć zwykłą, i twierdził z swj strony,
Że albo jest ąduuszona, albo otruta!
Lekarze więc miejscowi, w takim rzeczy stanie,
Chcąc powziąć w tym przedmiocie pewne przekonanie,
Zaspokoic publiczność, oddali domysły,
Sprawdzić czy jest gwałtowna, czy też naturalna,

Złożyli narodowi walną,
Na której po dość długiej i żwawej rozprawie,
Unanimiter zgodzili się prawie,
Że chcąc gorszącym wnioskom raz koniec polożyć,
Ciało zmarłej nieboszczki wypada otworzyć.
Takiego więc otwarcia wywód autentyczny,
Niniejszém wiadomości oddajem publicznej,
I dajem uroczyście przy tэм zaręczenie,
Że takie a nie inne było jej brzmienie:

Co się dotąd wolném zowie,
W gmachu Ś.^o Piotra, przy Grodzkiej Ulicy,
Gdzie niegdyś panowały ciemne Jezuita,
Dziś zaś w mieszkaniu własném, i rządów stolicy,
Najjaśniejszej Krakowskiej Rzeczyniepospolitj,
Dnia 20 Czerwca w Księżycu pełnię,
Roku 1839^o niezupełnie.

My urzędnicy zdrowia, niżej podpisani,
I lekarze za swiaków czynności wezwani,
Zszedłszy się do mieszkania dostojnej nieboszczki,
I tam odetchnawszy troszki,
Celem zrobienia sekcji ściśle i z urzędu,
Przystąpiliśmy najprzód do ciała oględu.
Obnażywszy więc zwłoki zmarłej nam wskazane,
I kazawszy je umyć, bo były zwałane, —
Zewnętrzny stan zwłok tychże znaleźliśmy taki:
Pominawszy już wyżej namienione brudy,
Kadaver był w całości, jednakże w nim znaki
Spostrzegliśmy konsumpcyi, — tak strasznie był chudy;
Głowa łysa, ale nam wskazać nie umiano,
Czy włosy same spadły, czy też je wyrwano,
Tylina część ciała zbita, i to znakomicie,
Rzecz dziwna, kto się mógł tak pastwić na kobiecie,
Nogi cienkie i zgniłe prawie aż do kości,
Wreszcie prócz widoocznych od pijawek śladów,
Oprócz trędu, który jaskrawiał w całości,
I który szwabskim nazwał sławny doktor Schadow,
Ciało, jeżeli w tym względzie wolno nam mieć zdanie,
W najkompletniej moralnym znaleźliśmy stanie.
Następnie gdy czynności kolej wymagała,
Sprawdzić wewnętrzny stan ciała,
Ze względu, że celem sekcji jest, by bez różnicy
Publiczność cała równie, jak Akademicy,
Przyczynę zgonu zmarłej dokładnie poznali,
Nadewszystko żeby ją zrozumieć dali,
Że nas nie same czytają Adepty,
Przejrzeliśmy więc wszystkie jej chorób recepty,
I historją kuracyi, jaka z nich wynika,

Pod sąd śmiałego dajemy czytelnika.

Nieboszczka od samego leżąc urodzenia

Mnóstwo miała Doktorów, jednakże z imienia

Trzój tylko na receptach byli podpisani,

Jako ordynarżi mogą być uznani,

W tej więc, że tak rzecz można, Doktorów zamieci,

Pan Stanisław był pierwszym, i to przez czas długi; ⁺

Pan Kasper nazywał się drugi. ⁺

Pan Józef zaś ostatni, i z porządku trzeci. ⁾

Pan Stanisław co z światła i nauki słynał

Nieszczęsną żarliwością, obawa, uporem,

Na zły stan zdrowia chorój najprzeważniej wpłynął,

I jój wczesnego zgonu jest głównym autorem.

Pozornie o klientki zdrowie nihy dbały,

Gdy tylko o swój urząd bolala go głowa,

Przemysłiwaniom ciągle oddany był cały,

Jakby ją gwałtem leczyć, chociaż była zdrowa.

W zupełnym symptomatach życia *nie naturalnych*

Widział niebezpieczeństwa, ~~wypadek~~ chorób znaki, *prywatnych*

Ciągle jakieś widziadła wywodził z ukrycia,

I niemi dręczył chorą w sposób wieloraki,

Gdyby przynajmniej jeszcze w niewczesnym zapale,

Był ją leczyć, kiedy chciał, lecz sam, bez pomocy,

Nie byłaby zapewne zdrową doskonale,

Lecz by też do śmiertelnej nie doszła niemocy,

Atoli Pan Stanisław, (jak to zwykle bywa,)

Mimo światła, rozumu, nie raz grubo błądził,

Rad słuchał obcej rady; chociaż była krzywa,

Nie miał własnego zdania i cudzem się rządził,

Jak też i urojonej chorobie nieboszczki,

Zamiast radzić jak umiał, nie wierzył w swe siły,

⁺ Stanisław *th. wadzieli pierwszy proces Rep. Krak.*
⁺ Kasper Wielozłotowski *braku pierwsz. Rep. Krak.*
⁺ Józef Haller *4^{ty} proces Rep. Krak.*

I z słabości, którejby bądź domowe prozki,

Lub też prosta enema zapobiegły były,

Zrobił chorobę ciężką, której by podolać,

Mniemał że WW. Sch. na radę trza zwołać,

W Wiedniu więc, w Petersburgu, Berlinie, Lajbachu,

Ponapędzał ludziom strachu,

Ogłosił że nieboszczka choruje na raka,

A że jest zaraźliwą zwykle słabość taka,

Opiekunów więc chorój i bliskie sąsiady,

Przez wzgląd że tu o własne chodziło ich zdrowie,

Zaklął o udzielenie mu pomocy i rady,

Twierdząc, że ich napróżno szukają w Krakowie. *[by]*

Że na to hasło powstał alarm niesłychany,

Że się zewsząd lekarskie zbiegły szarlatany,

Zagranicznymi domowi,

A wszyscy radzić gotowi,

Że w takiem zbiegowisku leków, rad, Doktorów,

Nie obeszło się bez sporów,

A chora codziennie inną traktowana miarą,

Że wręście paść musiała tych sporów ofiarą,

Dziwnym nie będzie nikomu,

Kto raz tylko konsylium miał szczęście mieć w domu.

A przytém pan Stanisław w lekarskim zapale,

Na przepisach konsylium nieprzestawał wcale,

Dodatkowe więc uchwały,

Do recept Nowosilcowa,

Stanowiły konowały,

Wolnego miasta Krakowa. *18*

Byli niemi Zarzecki, Mieroszewski, Wroński, *12*

I podpisani wyznać muszą mimo zgrozy,

Że chora musiałaby mieć organizm koński,

By dla niej przepisane zdołała znieść doży.
 Nie zniosła ich też wcale, i silne Jój zdrowie
 Uległo skutkom tak nań srogiego zatargu,
 Przyszła febra nerwowa, zmąciło się w głowie,
 I lat kilka w głębokim przespała letargu.
 Pan Stanisław zaś widząc, że narobił licha
 Niezmiernie przytém złękniomy
 Pewnemi śpiączki znamiony,
 Podziękował za urząd, i wyniósł się z cicha,
 Jak smutném było położenie Chorój.
 Gdy Jój Opiekunowie, czy też Protektory, —
 Bo Bóg wie czém w istocie w zględem zmarłej byli, —
 Gdy dalszy (Jój/Stan) taki nie trafił w ich szyki,
 Dbać zaś o nią zmuszał wzgląd na ludzkie języki,
 Ratunkiem się Jój wreszcie umyślił, / *zaprac*
 Każdy więc z nich po jednym lekarzu przybocznym,
 Tudzież po dwóch chirurgów w miejsce zesłali,
 A zaś po obejrzeniu Nieboszczki naocznyém,
 Nową dla niej instrukcyą zdrowia przepisali.
 I nie można powiedzieć, że przepisy nowe,
 Zdawały się być z razu bardzo zbawiennymi,
 Chora przyszła do siebie, odzyskała mowę,
 Jój organa zaczęły znowu być czynnymi, / *po*
 Rumieniec wrócił na twarz, zjawiała się / *tu*
 A wiadomość, że dla niej Ordynaryusza
 Wybrano w Pana Kaspra osobie dostojnej, / *o*
 Oprócz zdrowia wróżyła Jej i byt spokojny,
 Ale nawet rzeczy zmieniała się postać,
 Nadzwyczajni lekarze nie raczyli zostać,
 Wrócili, lecz *W* dane sobie Golibrody, / *do*
 Zostawili w swe miejsce dla radzenia niby,

*Ten ledwie 2. lata siedział na tym Urzędzie i
 tworzy go do narygnawienia sprowadzity.*

To znów jeśli chirurdzy pátębkim namknęli
 żeby Moskieski plaster był dla niej skutecznym
 lub też tranek wiedeński - lub kilka Kapieli
 Pan Kasper chociaż im dowiódł jak umiał, był gniepany
 Moskieski plaster wali na niebo i skatę,
 Znatychmiał wskazał karę *sic mixture*. —
 Powoli więc wrócił dawno zamieszanie,
 Chirurdzy jele odgrywać rolę doktorów
 A gdy z czasem p. Kasper własne chciał mieć adanie
 pomiędzy nimi do gorszących sporów. —
 Sporów znów wywołaty tajne rady ślepe
 przepisywane chorej, dwoiste recepty,
 Co p. Kasper porwabat, Chirurdzy wtrudniali
 p. Kasper się znów wachal dać czego zadali. —
 Zgotą zamiast kuracyi prowadzono wojnę
 Na której jak najgorzej wychodziła chora,
 Now jej coraz to mniej, bywały spokojne,
 Nie wiadziata chirurgów słuchać czy doktora?
 Nie długo posre w jejim chorobie zapadła,
 Jedne po drugich członki trębwiaty jej zwołna,
 Straciła chęć wreszta, do picia i jadła
 ani się w toia podnieść nie była już zdolna
 A gdy w tym czasie samym spor powstał zacięty
 pomiędzy p. Kasprom a *apuli* kani
 Którzy radzili napój z *ostaczkami* smity
 lub obławienie skroni a *Wagner* pijawkami
 Chęć p. Kasper tronit a całej swojej sity
 stan chorój pogorszył się tak był znakomicie
 że jej wstade i smity całkiem opuścily,
 To jej mólę co chwila *le kano* się życie. —
 Nareszcie też p. Kasper widząc co się dzieje
 że wstade mu nadanej nikt już nie strachował
 walczyć ratunku chorój utracit nadzieję,
 I za wrząd nie wiele myślał podziękował
 że go też tylko *da*je się *ce kali*
apuli kowie na *le* wstade *heimi*:

No zaraz choroby smutk spanowaki
 pewni że im się nikt już nie sprzeciwi
 By jednal radzić ucywicie decorum
 I mieć pro forma kuracyi zępa
 Na przesylniej, niby swego, forum
 W swiadali pana Józefa. —
 P. Sorel jeśli można, a receptę jego sadzić
 Ręć rącej obcych ciału sioma porogażana,
 Wiałiby mu samemu wolno byt rozradzić
 Wtawono go by robił tak jak mu Karano,
 Ręć doktorem Na tego żeby swiad nie krywał
 Że chora bca dorota na los zostawiona
 Rozczywiście jednakić imienia poryczał
 By ostonic wzrechwał dżura Grolikow grona,
 Bez najmuniejrej isei kipi krata skuli
 Nie anaga organiamu swego pacjenta
 Na konjaciej ciele robili nieuki
 Klicianie experimenta.
 Do tóżba choruj wyjątkim przyklypu wbronione
 Surowa ja dżeta dzien i noc mczono
 S dżiwie iż nie można iż od tej epoki
 Oddana wręce podobnych rżewikow
 Popada na ostalku w sen marliwy, głęboki,
 Zwykły poponiednik śmierci u paralitykows
 A gdy wpraszcie śmiertelnej już dołata okrawki
 Nlmo że je wciąż szaly wżierachie fejjawki,
 Jeszcze jej kontynuujt podobny rakuch
 Nie ustannie wiedzidli.

P. Jozef Halber 4. Protes. Ten najgony wyszedł do
 wżerachim iż marant. — wyjął Dalaj.
 w drukowanej kęgicie. —

Jakby zdrowie nieboszczki zasłonić od szkody,
 W gruncie zaś jakby rychlój wysłać ją na grzyby.
 Nowi też rajcy śpiesznie wzięli się do dzieła,
 Panu Kasprowi jeśli równać się w powadze,
 A nawet ich chętką wzięła
 Dana ~~mu~~ nad nieboszczką całkiem posiadź władzę. | *Mu*
 Pan Kasper przyznać trzeba, bronić się nie umiał,
 Zdawało mu się łatwém na dwóch stolkach siedzieć,
 I tém obydwój stron dogodzić rozumiał, | *Tom Tom*
 Żeby żadnej do oczu prawdy niepowiedzieć.
 Chciała naprzykład chora, by Jej wolno było
 Przejść się trochę, lub napić francuskiego wina,
 Pan Kasper twierdził, że mu to jest bardzo miło,
 Pozwolił Jej bonować, pić nawet Węgrzyna.
 Nieustannie Wiédenski lano w gardło trunek.
 Ten ją też trunek dobil, a zgon zawczesny, | *Jej*
 Tak był zdaje się rzeczą zadecydowaną,
 Że w ostatnich momentach choroby bolesnój,
 Więcej się przed światem z nim nie żenowano,
 Odpędzono po prostu, tak jak był najety,
 Pana Józefa, mówiąc że już niepotrzebny;
 Bo los zkađ inąd słuszny, choć często zawłły, | *zisty*
 Wzgarda się mści frymarki sumienia haniebnój.
 Ostatnie zaś z Jój życiem chwile pożegnania,
 Już tylko religijna osta ~~o~~ skrucha, | *okazata*
 W miejscu lekarzy księża strzegli skonania, | *Jej*
 I wreszcie pod ich okiem wyzionęła ducha.
 Taką jest historia nieboszczki choroby,
 Różną tutaj bez żadnej użny ni ozdoby
 Czytelnikom w treściwym przekładamy rysie,
 Jako skazówkę w dalszym sekcyi opisie.

wyparowane z druku wyjął w dopiskach

1) Wracając więc do niego — najprzód co do głowy,
 Uważam pod względem systemu Gallena,
 Że zadziwiający widok stawiła i nowy,
 Tak rzadkie się znalazły na niej fenomena;
 Czoło zupełnie płaskie, rzeczą więc jest jasną,
 Że nieboszeczka musiała mieć głowę dość ciasną,
 Próżno zmysłu muzyki szukaliśmy chciwie,
 Tak też, jak jej kto zagrał, słuchała cierpliwie; | skakała
 Brakowało wymowy między organami,
 Dla tego trzymała język za zębami; | bez
 Organ kalkulatury ostatniej był próby,
 Plinta też był wciąż szefem w jej biurze rachuby;
 Organu rządu sławy nie było i znaku,
 Zawsze ją też wodzono na cudzym temblaku;
 Organu mężstwa? tego nie było iskierki,
 Bezkarnie też znosiła ciężkie poniewierki;
 Że zmysł gospodarności znikł całkiem z jej czoła,
 Świadczy, że choć majątna, zawsze była goła.
 O zmysł władzy myślenia logicznie i zdrowo
 Nie chcieliśmy nawet pytać,
 Bo powód jak grzeszyła i myślą i mową | w 2
 Dostyc jest jej pisma odczytać;
 Z resztą organ nierządu w wydatnym był stanie.
 W jej też domu ciągleś miał nieład, zamieszanie;
 Organu przedajności pełną miała głowę,
 Dowodem brane po sądach w Senacie łapowe,
 Organ wreszcie podłości większym był nad inne,
 Nie dbała też by względy miano dla niej winne,
 Lecz owszem, jeżeli ktoś wglądał Jój slugi, | 6ac' zmieniają
 Z zimną krwią po zniewagę ślała je raz, drugi.
 Tyle frenologiczne wykryło badanie.

96
 Czaszka na wewnątrz w takim była stanie:
 Muzgu całkiem nie było, a miejsce, gdzie bywa,
 Napelniała materya ciemna i smrodliwa;
 Oczy zamknięte takąż limfą, i malutkie,
 Znac' nieboszeczka widzenie musiała mieć krótkie;
 Język starty zupełnie do samego krztania, | z
 Skutek pewnie skłonności zmarłej do lizania;
 Z resztą wszystkie ~~antony~~ i silniejsze żyły;
 Trądem tak zwanym szwabskim wskróś okryte były;
 Widok niezwykły stawiła klatka piersiowa,
 Płuca strędownościami, tak samo jak głowa,
 Z resztą wyschłe jak szczypa, widać że nieboszeczka, | D
 Chrześcia żeber skośniałe, skąd wniosek wypada, | tywa
 Że nie miała żadnego ruchu nieszczęśliwa,
 Serce najszlachetniejszy organ zwierzęcej natury,
 Znaleźliśmy stoczone od narośli raka,
 Który w niem z trzech stron wielkie powyjadał dziury,
 Tak, że działalność jego ustała wszelaka.
 Wszystkie jego organa — komórki — muszkuły,
 Za pośrednictwem których w związku z głową bywa,
 W miarę ile z nich który mniej więcej był czuły
 Na wpływ gangreny, zżarła je ropa zjadliwa.
 Żołądek, który idzie za powszechnym glosem, | ac
 Zmarła miała dość strawny, jak mnóstwo przykładów,
 Napelniony był trunku Wiedeńskiego sosem,
 Innego pokarmu nie było w nim śladów,
 Z resztą co do wewnętrzności jelitów i faków, | 2)
 Które gdzie tylko ścierwo z oczą lub poczują,
 Tuczyc się niem wygodnie, rojem się zlatują. | 3)
 W takiem więc ciało znaleźliśmy stanie,
 I zważywszy wszystko pilnie,

3) Kabaniec w najczulszym wnętrzu zmarłej rodnie
 pochował w go zowia prawiczechalewa i tonę
 Całkiem nie znalazłszy — nary więc dowadna
 że gojnie miała Mzia — była pęzłakowa

Sumiennie i nieomylnie,
 O powodach jęj śmierci takie dajem zdanie,
 Rto muzgu nigdy nie miał,
 Język zaś miał starty,
 Czyj skapy oddech w wyschłych płucach był zaparty,
 Czyje serce stoczyły trzy zjadliwe raki,
 W kim życia wnętrzości stoczyły robaki, / *za*
 Romu zaległ ~~zwabski~~ ^{wroclawski} trad ~~zwabski~~ organa, / *niemiecki*
 Romu za pożywienie i wszelki ratunek,
 Kazano nieustannie pić Wiedeński trunk, / *1)*
 Rto mimo smutnych codzień przed oczyma wzorów,
 Takich jak nasza Chora używał doktorów,
 Ten żeby się wyrazić całkiem lakonicznie,
 Nie powinien, a nawet nie mógł żyć fizycznie.

Tak uchwalili zgodnie podpisani niżej.

Datum w Krakowie wyżej.

(Podpisano.) Józef Jakubowski, M. Dr., Protomedyk.
 M. Mohr, M. Dr. Fizyk Mia. Krakowa.
 Rowalski, Chirurg miejski Entrepreneur śle-
 pych okien.
 J. Brodowicz, M. Dr., Kliniki Dyrektor.
 Carolus de Soczyzna Soczyński, M. i Ch. Dr.
 L. Bierkowski, Chir. Dr., Entrepreneur hecy,
 wielu towarzystw członek i t. d. i t. d.
 Lekarze sekcji ■ Assystujący za zgodność
 podpisano von Hartmann. —

Pisano w Krakowie 29 Czerwca 1839 roku.

Długo marzono Józefowi o naszy choroba

Gówno 1836.

Moratus Kłós pod worem
 Związał gówno powrorem
 Hej, hej, pod worem
 Związał gówno powrorem

+

Gówno powiódz zerwato
 po Krakowie biegato.

Hej, hej, zerwato ehe

+

Girtler bierzy z raportem
 że gówno nie za pasportem.

Hej, hej, z raportem ehe

+

A Grodzicki garbaly
 Myślał że to dukaly. —
 Hej, hej, garbaly —

Panaretti recht o Boże
 Maże to gówna moie.

Hej hej o Boże

Chtopiński zaś powarnie
Wota "Tapać odwarnie"
Hej, hej powarnie ch
Maciejowski przez drogę
Wlecie gówno za nos
Hej, hej purredrogę ch
A Soryński potkownik
Krycy, gówno buntownik! —
Hej, hej, potkownika
Kizielewski sym czasem
Ciach, ciach, gówno patasem,
Hej, hej, bymasem
Sobolewski je okot
Ciagnie z gówna prokhot
Hej - hej je okot
Ciagnie prokhot z niego
Kto zabie Parotowskiego
Hej, hej z niego

98
Wiż Wanbinger zię rusy
Lapie gówna za usy
Hej, hej zię rusy -
Gówna wczere o Chryste
Me sumienia jest cryte -
Hej, hej - o Chryste.

Na dniu 4. Lipca 1839. r. jako na dniu Kon-
 cernym Urządowanie p. Gnttha wyższoa Mu rozstała
 naskrupijca pożegnolna

© 200

Na całym świecie obyczaj jest taki
 Przynajmniej w Polsce nikt go nie pominię
 że opuszczając gościnniej dom jakiego
 Żegna się gospodarza lub też gospodynie.
 Tę lata długie jakby na pokucie
 Goszina Kraków był dla Ciebie Lucie
 Miałeś go więc zwać razem Dyrktoze
 Nie męczył na wet za nią zapisał tenie Boie
 Mysł tak ożemna niechaj Cis nie mam
 No nadto nam pamiętna stał się osoba
 Nymy, (choćby pogardził pożegnać się z nami)
 nie mielić cze potrzebę pożegnać się z Tobą.
 Na pamięć, że więc tego smutnego rozstania
 przypnij że kilka wierszy które drutose kresli
 Bodałby a do śmierci jako dzwoni konania
 Dzieńa swoje w Krakowie stawiał na myśli
 Za nim się zawitał, a raczej mój pamięć
 Lanim się bratan z pielita przyłost to nasre zrony
 Kraków był matym rajem i włoqim tym stanie
 Nie żadał ale jczare dostarczał obrony
 Brad miał jczare powage, pilnował praw wiernie
 Nie dla tego by tobrów nie wieścił w swym składzie
 Lecz dla tego że Tobie karymaty się biernie
 Ani ich glos przedajny nie pracował w Radie
 Obywatel bezpiecznie się briał w własnym domu
 Wódry się zwej nie bkał bo wieścił że ona
 Nie odnawiając prawej opieki nikomu
 Była odfrowie dła lud i prawnie dierzona
 Wtożaj byłko toby, proźniabie, stodrieje
 Dzełi o swoje wolności i w ciemni się kryli
 Muziwy smogł nie wieścił z Rad kiedy wiały wieje
 Smiej wozcej wrypcygnym muziwygni byli
 Kilk narodowych ukrucie nie kiednadał obrodnia
 Ani warkolnej swawoli nikt nie wieścił spisku

Sprawiedliwość nie była ustawa, przechodnia,
Wymierzano ją ściśle ale bez uścisła
Obceni były do nas polityczne sprawy,
Dzieci chodzący do szkół lecać nie potrafił wcale,
By ich Kosciółem ktoś wfaśniej dorabiał się stawy
Leceć po to by się uczyć żyć ku Bogu chwale,
Nie robiono z nich wcale wielkich ludzi sławę
Nie byli niczym innym celem niedowiarstwa
Nie wieriono ich wedle zrobionego planu
By dyplomatykiem udowodnić tożsamość
Nie analizowaliśmy Komunię z obcych nam siepaczy
Nie nadryfano nigdy wyroków z Warszawy
I osadzonych jakby jakichś koczowniczych
Nie wywołano w Sybir ani do Spandaw
Nie próbowano ten obraz nie miał mieć i cienia,
By nie było zbrodniarzy - lecać by ich ukarać
Wystawiały niepcowate lady i wieszczki
Aż onie gdzieś indziej trza się było skarować
Przytem powalutowanych choćby pod zarzutem
Traktowan jak lewicy i badano słownie
Nie ma śladu by który z nich umarł pod kmitem
Lub by go pod Jędrzejów podano katownicę
Nie rabowali domów bardy urbrojona
Z ludźmi którzy imienia istnieć niegodni
Nie mordowali chłopów hurary rzeszeliwione
Berkarowa nadzwyc i w spólnictwem zbrodni
Nie rabowali mięzka w publicznym zawodzie
Synom obywateli obca darmochady
Nie robaczyły Niemca chyba przy swim krodzie
Leceć iaden nie należał do Krasa lub Lady
Nie nachodzono domów po nocach i strachie
Nie zmieniłano Klantonów w wierzenia i kurmy
Flak 30. bliska bardzo przyrzucicie
Kor politycznych spiczgow obca to się kurmy
Wszystko było spokojnie cicho jakby w grobie
Brak braku ufać zdrady nie dowiadają stronne
Złodzieje cicho zgrabili a podobnie sobie
Zaczyli się jak mogli w Warjaktów domu. -
Tak było zanim do nas zawitałes' Zuccie

100
I ten labas kurych na dwin byłko między nami
Wystawiały dla siebie by werałonymi rucie
Poprawiaczaki to wycypho do góry uogami.
Iakoi sam chęcej osadzić jak stau lej Krasiny
Od tej arkiody - pocieniosni jest drisciej daleki
Poleć krolowa laby Eden dris' irpatne piny
Pomniećm dris' kurych spowonych roztawę na wieli
Albojaki zapracasz to nam wibar z zwej strony
Gdzie dris' znalos' kraj Kraju, praw o piciu zrubac' ?
Gdzie ma radość zgniewu i z dac' ucisnionym
Gdzie nam sprośb' o uły, wotno dris' zarubac' ?
Wanacie khor tam siedzi ot samie bankruca
Co na sok odtożowy honor i sumienie
Wtasnem głupstwem spotani w potrochę okuci
Sprocedaj, za cazy kypat nasz los nadre mienie.
Ktoż dris' kto w swem borku zasypnie spokojnie
Ktoż napawni ze kbiery nie nasyg' go skrocie ?
Lub w jasny dzień nie będzie napad' migły zbrojnie
Ktoż nawiel dris' zargory za drugiego rucie ?
Alboż na sprawiedliwosci można dris' zachowac' ?
Gdy nas sadzi sąd oby do wielki myworaj
I har obwinionego już nie uratowac'
Nie dotu - bo nie myrna - tego zabatorz
Asynowie dris' nasi ? co zrobites' z nimi ?
Pawiedz' to to pytanie ponahtawstwem li, dary
Zaludnites' Klaktery driscami nie katinim
I wazod nich politycznych znalates' zbrodniarzu
Nie jednego wlotdzenia waplachetnym zawodzie
Czynest, raz na zawzre szedlates' wizarani
Watabych driscach mscites' z na cetym Naradzie
Najracniejze rodzina napawites' tamni.
Niemcamit postadzat Krajowe wresdy,
Zaykyston Austrijackich porcierates' sumieci
Niemis Krahpu zamuit byle byłko wresdy
Dobrodusornom naszej porubawiane sieci
Wresdy wadzawia a uszow podtych spiczgow egwaja
Kury z muncim przed soby przed domawia karni
Na Kaidy gest swobody Korada z pnyseraja
Wresdy poploch i wrystho goor i nam wizarani

Strachem rójciei nerciwie jedyby kraj był w wojnie
Tobu się tylko raduje i jest dzisiaj państwem
Bo on tylko rozbijac i kraść mógł spokojnie
Boś tylko politycznym był politykiem
Taka ko postać nędy rozkłada nam w darze
Ochodrac gdzie cie wieźcie przemawienie ciemne
Taki więc prońrej czy pójniej państwo ci ubawa
Sprawi ze Knapudy nasze nie będą daremne
Macie nie kłóci i wrócił wyda owoc precie
A jeśli się nad nami los kiedy zlituje,
Bęć pewny byłś tylko był jęzwe na świecie
Ze ci, rnej dzieu i wtedy powiem ay smakuję.

No. 2.

ODA
NA ŚMIERĆ GUTHA

DEDYROWANA

J. W. WOLFÄRTOWI,

DYREKTOROWI POLICYI W. M. KRAKOWA.

Cóż to za smród okropny! nagły, niespodziany,
Zaległ wszystkie ulice całego Krakowa,
Czy kloaki ruszono? czy też w nasze ściany,
Zaraza znowu jaka zawitała nowa?
Jakiż to głuchy szelest? naksztalt gadu młasku,
Uderza nasze ucho? nawykłe do huku,
Broni i szwargotania enych rycerzy z piasku,
Brzęczących niedawno po Krakowskim bruku?
Cóż się takiego stało? i jakaż przyczyna,
Że tak nasi zamilkli oswobodziciele,
Przed chwilą jeszcze rzutu, teraz jak w kościele,
Skromna i bohaterska zgasła im coś mina,
Wciąż szepeą między sobą, każdy patrzy w koło,
I żółto granatowa Wolfarta czereda,
Co to czém bądź jak wiemy przestraszyć się nieda,
Swój powagi zaś wszędzie przedewszystkiem strzeże,
Właśnie jak byś ją nagle wrzącą oblał smołą,
Żółciuteńka ze strachu tak jak jój kolnierze.
Co za smród? jaki szelest? z kąd popłoch, żałoba?

I pytasz się egoisto w sobie zakochany? —
 Z Przemysła to nadeszła nowina Hioba,
 Że filar Meternicha, Guth zamordowany!!!
 Już nie żyje! zabity! Guth słodki, Guth grzeczny;
 Guth co szczęściu Krakowa poświęcił się cały,
 Co w swej ku temu miastu miłości stateczny,
 Najczystsze Policyjne — niósł mu w hołd zapaly;
 Guth dyplomata, co pięknie po francuzku gadał;
 Guth ksiądz nowy, co batem i głodem spowiadał;
 Guth uczony, co dzieciom dbały o ich głowę,
 U Bernadynów szkoły pootwierał nowe;
 Prawodawca, co ludzkie chcąc poprawić plemie,
 W ustawie Policyjnej, której był autorem,
 I która późnym wiekom będzie ad hoc wzorem,
 Umieścił niezrównany rozdział, o Zmiecie,
 Guth wybawca, co Kraków po niemałym znoju,
 Oswobodził nareszcie z Jakubinów roju,
 Co tyle spisków wykrył, towarzystw wysłedził,
 Co się buntownikami w dzień i w nocy biedził,
 Byle tylko ten Kraków wolny i swobodny,
 Mógł zasypiać spokojnie, mniejsza chociaż głodny.
 Ten Guth co na cześć jego metal bito z cyny,
 Co Austryjackie u nas potroił wawrzyny,
 I co za te usługi miał właśnie przy dworze,
 Zostać lub Szambelanem lub czym więcej może,
 Ten sam nasz urządził, Guth niezapomniany
 Już nieborak nieżyje, już zamordowany!!
 Plączcie cudne Amorki, plączcie wy Boginie,
 Gutha zamordowano zakluto jak świnię!
 I nie ma to być śmrodu? niechaj mi kto powie,
 Gdy na tę wieść co spadła jak piorun z łoskotem,

Sześć tysięcy się Niemców będących w Krakowie,
 Zesrało zaraz w portki — zesrało pokotem,
 I nie ma być śmrodu gdy duch Gutha krwawy,
 Naksztalt widma, co w nocy po obłokach goni,
 Ściga Niemców niedbając, że cierpią niestrawny,
 I w Austryjackie zęby jak w grzechotkę dzwoni.
 I na widok tej trwogi mogąż was brać dziwy,
 Gdy tylu towarzyszków tej Krwawej ofiary,
 Nie ma dzisiaj przed sobą innej perspektywy,
 Jak pojsć za Pryncypałem lada dzień na mary?
 O Muzo! ty coś boskiem tchnieniem Apollina
 Stroiła lutnie Homera,
 Przed trzydziestu podobno i to zgórą wieków,
 Niezrównaną Priama wielbić dzieła, życie,
 I po porażce Trojan śpiewał twrogę Greków,
 Muzo jeżeli prawda żeś nie stara jeszeze,
 Daj mi twoje tchnienie wieszce,
 I pozwól bym tak godnie jak przedmiot jest godnym,
 Opisał dzieło Gutha, w tym kraju swobodnym,
 Bym śmierć jego męczeńską równym hymnem skreślił,
 Jakim Homer Patrokla, pamiętny zgon zmyślił,
 Bym z tą samą wiernością i równie — wydatnie,
 Odmalował strach Niemców, ich utyski bratnie,
 Z jaką ów śpiewak stary oddał popłoch Troi,
 Gdy mimo doświadczonej w tych walkach zbroi,
 Hektor przed mściwym mieczem straszego Pelida,
 Zmykał około murów Rycerzy chyda.
 I wy też wierszoklety, poeci, minstrelle,
 Ruszajcie się niech hymn wasz aż po pod niebiosą,
 Podniesie sławę Gutha i niech mu uściele,
 Drogę nieśmiertelności w krainie Minosa,

Nie co dzień, nie co miesiąc, nie co rok natura,
 Wydaje wielkich ludzi — o tém wie świat cały.
 Od śmierci Fryderyka lat nie mała chmura,
 Nim na ziemię zawiła Napoleon mały.
 Tak też, jeżeli się szczyści wiek zeszyły że spłodził
 Meternicha, co ludy powaśnione zgodził,
 Spółczesny większem będzie od kości Mammuta,
 Gdy wielkiego wydał Gutha.
 Kto był szczęśliwym ojcem tak wielkiego męża?
 Nikt nie wie — on sam nawet niewiedział podobno!
 Lecz kronika co wszystko śledzi i zwycięża,
 Zamiast aktu metryki co tak często kłamie,
 Inne mu pochodzenia wynalazła znajmie.
 I ród jego legenda tłomaczy nadobno!
 Legenda ta powiada że Jowisz Syn czasu,
 Spacerując raz krajem dębowego lasu,
 I zobaczywszy śliczną kozę na powrozie,
 Tak namiętnój miłości uniósł się zapędy,
 Że wszelkie przystojności pominąwszy względy,
 Przedzierzgnąwszy się w osła, spłodził go na kozie.
 Bądź co bądź, prawdę czy fałsz legenda ta gada,
 Taka się przynajmniej z niej ta wnieść dała,
 Że czy to Bóg jakowy co w Olimpie siada,
 Czy półbożek naszego dzisiejszego świata,
 Mogli mu być ojcami, z dalszego wywodu
 Boskiego jednak nie można mu przeczyć rodu.
 W dzieciństwie (niech to w nikim zdziwienia nie rodzi),
 Bohatyr nasz, jak tyle wiele innych ludzi,
 Zdawał się przeznaczenie zupełnie mieć inne,
 Zapatrzył się na wzory w historii słynne,
 Tak przedsięwziął pojąć śladem, im wiernym pozostać.

103
 I w istocie nie jedna dawnych wieków postać,
 Podobna jest do niego jak dwie krople wody.
 Wiadomo nam z dziejów, są na to dowody,
 Że Agamemnon, Ulis, i Diomed dzielny,
 Wszystko bohaterowie sławy nieśmiertelniej,
 W młodości zamiast chodzić jak u nas do szkoły,
 Chodzili nago, bosą, i pasali woły.
 Achilles, dwaj Ajaxy, Nestor, gdy był młody,
 Choć dzieci Bogów, jednak paśli skromnie trzody.
 Okoliczność ta jednak nie ich nie poniża,
 Ani przez to ich imię mniej w pochwałach słyńie,
 Z tą też i sławie Gutha wcale nie ubliża,
 Że na wzór bohaterów paśł z początku świnię,
 Wszakże już w tym zawiązku nowego zawodu,
 Mógł widzieć, kto się na tem zna jak przynależy,
 Że ten nie nieznaczący świniopas za młodu,
 Raryerę niezwykłą i świetną przebieży.
 Wśród trzody już był wielkim, zarabiał na chwałę,
 Miał zawsze psy wyborne, znał ich wach dokładnie,
 I choć świnię jak wiemy są bardzo zuchwałę,
 Każdy bunt między niemi umiał tłumić snadnie.
 Dla tego też koledzy, Żydzi, Baby, Chłopi,
 Rozliczne mu stawiali szezęścia horoskopy.
 Utrzymywali wszyscy że przed swoim zgonem,
 Najmniej jeżeli Cesarskiem będzie dragonem.
 A może też mówili, bo to los kostera,
 Może się dochrapi rangi feldjägera,
 W ogóle nikt nie wątpił, że jego przymioty,
 Pod Austryjackiem zwłaszcza błogiém rejeństwem,
 W niepoliczonym tłumie biórowej hołoty,
 Zwabi los i zostanie jakim prezydentem,

Lepszego to odemnie potrzeba poety,
 By skreślić jak los psotny zawstydził te wnioski,
 Opisać jaką drogą i do jakiej mety,
 Wiedzionym był przez życie Guth, kochanek Boski,
 Juny Muza, nie moja zimna, nieudolna,
 Niech śpiewa jak stopniami, po malutku, zwolna,
 Bohater nasz szczęśliwy przy potężnych plecach,
 Doszedł naprzód zaszczytu, choć jeszcze tak młody,
 Że w zimie w Cyrkularnych pałaz Niemców piecach,
 I urzędową miotłą sam zamiatał schody,
 Jak się potem wyuczył czytać abecadła,
 Jak go urzędowania raz chętką napadła,
 Jak temperował pióro samemu staroście,
 Jak przy jego proteceki właśnie jak po moście,
 Został najprzód skromniutkiem concepts praktykaniem,
 Potem supernumerem — landkreis — Auskultantem,
 Nareszcie Kancelistą i to aktualnym,
 Jak potem, gdy pomiędzy halastrą kolegów,
 Odnaczył się talentem tajemnych przeszpiegów,
 Zrobiono go adjunktem Magistratualnym;
 Jak wreszcie gdy w 30^{stym} ile pomnę roku,
 Zanosilo się jawnie w królestwie na burzę,
 Jego czynnej opiece i bacznemu oku,
 Oddano miasto wolne handlowe Podgórze.
 Jego dzieł w owym czasie opiewać nie myślę;
 Bo gdy na tym urzędzie był tarczą meduzy,
 Ramieniemjąca wszystko co tylko ku Wiśle,
 Przybliżyło się zuchwale,
 By to skreślić doskonale,
 Austryjackiej nie polskiej trza do tego muzy.
 Zdala ode mnie niechaj równie zamiar będzie,

Głosić jego bohaterskie czyny,
 Któremi na ostatnim w swym życiu urzędzie,
 Gdy waleczne Marsa syny,
 Zdobyły Kraków nareszcie,
 Odnaczył się w Wolném Mieście.
 Jego w tym czasie opiewać dzieła znamienite,
 I wielką miłość ku nam i usługi skryte,
 Przekazać późnym wiekom staranność, zabiegi,
 Z niebezpieczeństwem pleców czynione przeszpiegi,

I Herkulesowe znoje:

Przechodzi zdolności moje.

Ani nie jest potrzebne, gdy to wszystko wiernie,
 Pięknie miarowym wierszem, wdzięcznie i misternie,
 Odmalował niedawno w uniesieniu szczerém,
 Śpiewak pożegnalnej ody,
 I obeznawszy ziemię z naszym bohaterem,
 Uwolnił mię od trudu pójścia z nim w zawody.
 Taki to piękny pędzel zaledwie rozkwitał,
 Nagle mordercze Parki przecięły mu życie,
 I przecięły go w tedy, gdy właśnie zawitał,
 W kwiciste i spokojne Sanu okolice,
 By tam zebrany u nas owoc doświadczenia,
 Zastosować na miejscu, chwasty wykorzenić,
 Klasztory w Policyjne przekształcić więzienia,
 I dzieci Galicyan w Jakubinów zmienić.
 Z tak prześlizczam zamiarem, ledwie go ułożył,
 Poległ — i tego nawet na ziemi niedożył,
 By go doszła narodu należna podzięka;
 Mówię tutaj należna, bo śmierć którą zginał,
 Zbyt za zasługi jego nadgroda jest mała,
 Strzyzek mu się należał: a mój go minął,

Kiedy tyle poczeiwszych od niego wisiało.
 Życie własne cny młodzian musiał dać w ofierze,
 By kata w słusznój kary wyręczyć wymiarze,
 Aby śmiercią Henryka, i Nassau Wilhelma,
 Więc śmiercią zacnych ludzi, skończył wielki szelma.
 Nad czém jednak najwięcej ubolewać trzeba,
 To nad tém, że nam wiedzieć nie pozwolą nieba,
 Czyli owoc w Krakowie przez niego zasiany,
 Co tak obficie zeszedł, tak się w czas wychował,
 Owóc dla niego tylko w pierwiastku zerwany,
 Czy mu też jak należy przed śmiercią smakował?
 Lecz cóż to Muzo moja? ustajesz jak widzę,
 Już ci głosu zabrakło; i ogień coś gaśnie?
 Muzo niech się dla ciebie przed ludźmi niewstydzę,
 Żem ci ufał a tyś mnie zawiodła — gdym właśnie,
 Najciekawszy mojego ustęp poematu
 Zdumionemu nad pieśnią miał odśpiewać światu,
 Albo miałyżby z wiekiem opuścić cię siły,
 Lub wstręt sprawiać méj pieśni przedmiot niezbyt miły?
 W takim razie bądź zdrowa, życzę dobrej nocy,
 Bez twojój się na teraz obejdę pomocy,
 Bez ciebie skończę dzieło, tak skończę bo tuszę,
 Że mnie inne w tej pracy wesprzą geniusze.
 O ty! coś Gruzewskiego opisywał czyny,
 I waleczność i niesławę,
 Coś nie jedną skroń przywdział w laurowe wawrzyny,
 I małych robotników wielkiej prawdzie sprawy,
 Jednym pociągiem twego cudownego smyczka,
 Pozamieniał w olbrzymów, i koryfeów sławy,
 I w którego okrągłem i pulehném obliczu,
 Maluje się talencik, odzywa Muzyczka.

Nieśmiertelny Praniewiczu,
 Użycz mi twego pędzla jeżeli kochasz Boga,
 Pozwól farb twych ognistych twojego trójnoga,
 Bym słabym będąc puchem pieśni twojój wzniosłej,
 Odmalował, strach, poploch, rozpacz bardzo wielu,
 Jakie się objawiły w stolicy Wawelu,
 Gdy do niej wieści te wiatry złowroźbe przyniosły.
 Noc była — nie — przepraszam — nie noc, zmrok dopiero;
 Termometer krakowski pokazywał zero;
 Wszystko było spokojne, cicho jakby w grobie,
 Brzozowski od Wiśniowskiej właśnie wracał sobie,
 Pan Liehmann jeszcze fajkę palił u Wężyka,
 Bogacki u Trzeińskiego smolił magnifika.
 •Gdy nagle zatrałiono na Brackiej ulicy,
 •Rto przyjechał? Sztafeta. Zkąd? z Przemysła panie,
 •Z Przemysła? nigdy jeszcze z tamtej okolicy,
 •Nie chodziła sztafeta — czy lód pękł na Sanie?
 •Tak pytał i rozprawiał Michel de Pleszowski.
 Sekretarz Jeneralny pisarz kanclerzowski,
 Attaché przy Cessarskiej Haupt Residenturze,
 Jeżeli można wierzyć Senackiej flurze.
 Nadesłane depesze wnet doszły do celu,
 J. W. Konsul polecał jak strzała
 Do kolegów, z któremi po naradach wielu,
 Uchwalił by Garnizon i Policyja cała,
 Przedewszystkiem ich dostojnych osób pilnie strzegła.
 Wnet się na wszystkie strony rozkazy rozbiegły,
 Podwojono patrole, placówki i warty,
 Nabito trzy armaty — bo cóż to? nie żarty,
 Tak ważne ta sztafeta przyniosła nowiny,
 Gutha zamordowały niecne Jakobiny!!! —

Takie prowizorium wydawszy rozkazy,
 I wzięwszy L'eau de Cologne na cukrze trzy razy,
 Rozeszli się z narady dostojni konsule,
 I wrócili do domów!! odmienić koszule.
 Tam otoczeni strażą nie spali do rana,
 Tak ich zalterowała ta wieść niesłychana,
 Mówią nawet, że biedna Pani Hartmanowa,
 Chciała téj samej nocy uciekać z Krakowa,
 Lecz ją mąż uspokoił daną obietnicą,
 Że sprawcę przed jej oknem skarżą szubienicą.
 Tak minęła noc pierwsza, lecz nazajutrz za to
 Wart był Kraków widzenia za grubą opłatą.
 Praniewiczu! z pomocą dzielnej twojej weny,
 Sprobuję schwycić główne tego tableau sceny.
 Najprzód co do Senatu: tu zaręczyć można,
 Że żadna w świecie burza, choćby jak chceć groźna,
 Żadna z Szwajcarskich Alpów lecąca lawina,
 Żadne trzęsienie ziemi choćby takie było,
 Jakich niegdyś doznały Lizbona, Messyna,
 Żaden ogień choćby się nie wiem jak paliło,
 Żadne, wreszcie chociażby najnowsze stu lata,
 Niezdolne są takiego sprawić spustoszenia,
 Jakie wśród dostojnego tego zgromadzenia,
 Wywarła wiadomość o wypadku Gutha.
 Wężyk się rozchorował i biedny ten czleczek,
 Od trzech dni darmo czeka na zwykły stoleczek;
 Bystrzonowski na piękne stracił chęć do jadła,
 Łętowskiego dragońska biegunka napadła.
 Brzozowski chociaż z żalem bo go chęćta kusi,
 Przestał jednak wieczorem chodzić do Magdusi,
 Sobolewskiemu jakby od Prysznica wrócił,

Jakiś się trąd zjadliwy na skórę wyrzucił,
 Odnowiły się grzechy, kurczy się i zwija,
 Ale balsam Copaive mimo tego pija,
 Księżarski do Modlnicy pojechał się schować,
 Kielczewski przez trzy nocy widział zięcia we śnie,
 I choć mu ta ofiara przychodzi boleśnie,
 Przysiągł że się z nim więcej nie będzie prawować —
 A Schindler — Schindler Panie!! ledwie nie padł trupem,
 Że w Przemyślu, tam właśnie gdzie miał być Biskupem,
 Tak się niekatolickie dążności wykłudy,
 Zrzec się więc niebezpiecznej powziął myśl infuly.
 Lecz jeżeli na korpus Senatu sędziwy,
 Wiadomość ta wywarła wpływ tak nieszcześliwy,
 Równie smutnemi były i inne ofiary,
 Jakie w jej skutku poniósł cały koniec szary.
 Najsrożej się los obszedł z nowym Dyrektorem
 Wolfartem, iż we wszystkiém chcąc iść za Gutha wzorem,
 Na jednym z nim przybyły do Krakowa wózeku,
 Chciał również tak jak i on gadać po francuzku.
 Lecz ta chęć niestety ledwie go napadła,
 Ledwie pierwsze litery poznał abecadła,
 Położył jak się zdaje, raz na zawsze koniec,
 Przybyły do Krakowa z krwawą wieścią goniec.
 Zrazu wieść ta odjęła zupełnie mu mowę,
 Że po Niemiecku nawet zapomniał z kretesem,
 Później taki wywarła wpływ na jego głowę,
 Że chociaż nie jest wcale Arystotelesem,
 I choć się okropnie stworzył,
 Taki jednak syllogizm w pierwszej zaraz chwili,
 Z wypadku tego ułożył:
 Żeby z pewnością Gutha nie byli zabili,

Gdyby był francuzczyzną, tonem salonowym,
 Nie stał się solą w oku Motuizsom nowym.
 W ten więc rozmyśl uzbrojon nasz Dyrektor nowy,
 Podziękował metrowi i z obawy Sanda,
 Pozbawił świat drugiego w Polsce Tayleranda.
 Równie nie zasłużenie los niesprawiedliwy,
 Dotknął tą wiadomością innych bardzo wielu,
 Ofiarą jój padł pierwszy nasz Lasocki kliwy,
 Lasocki co szedł z Guthem do jednego celu,
 Co był można powiedzieć jego ręką prawą,
 Co się powodzeń jego zawsze dzielił sławą,
 Lasocki, dziecie miłe, pokorna osoba,
 Kwiatek policyantów, i szpiegów ozdoba — —
 Co w bilar u Wężyka grywał z nieboszczykiem,
 Co jego noenych wypraw bywał pomocnikiem,
 Lasocki sliczny młodzian i Adonis nowy,
 Guwerner i Adjutant Pani Wężykowój,
 Godny z tego zazdrości, Antenor szczęśliwy,
 Na wieść o śmierci Gutha stanął jak nieżywy;
 Nadaremnie go trzeźwi i tuli do łona
 Wężykowa przelękniona,
 I do dawnych sześciuset dukatów pyskowych,
 Przyobiecuje dodać trzysta jeszcze nowych,
 Nawet by wszelkiój trwogi, znikła dlań przyczyna,
 Ostatniego już z domu chce wypędzić syna,
 Głuchym jest na to wszystko Lasocki struchlały,
 I o stryczkach, sztyletach marzy przez dzień cały. —
 Rostuś Cenzor, niezmiernie przyjemny mężczyzna,
 Co z mowy naszój zmazał to słowo Ojczyzna,
 Który twierdzi że pisać po polsku to zbrodnia,
 Na podobną gorączkę zapadł od tygodnia,

Stracił rozum ze strachu i zlorzeczy pono,
 Że go w roku trzydziestym wraz nie powieszono,
 Bo mówi że poległszy w tumulcie Warszawskim,
 Byłby przynajmniej pomnik miał na placu Saskim. —
 Chorubski skrybent Gutha i protokółista,
 Co Lewickiego za łeb trzymał na odwachu,
 Wtedy gdy przez noc jedną wziął batów czterysta,
 Zwariował na piękne nieborak ze strachu.
 Hertz kanclerz Austryjacki, mądry Neofita
 Rzucił Biblią pod stół i Talmud znów czyta,
 Michał zaś de Ileszowski, fujara nam znana,
 Tak się w Kancellaryi beczenie zesmrodził,
 Że odebrał wyraźny rozkaz od Lehmana,
 Żeby przynajmniej tydzień do bióra niechodził.
 Haller zrobił testament i na śmierć gotowy,
 Holfeld zapisał piwa transport nowy,
 Plackomendant z obawy krwawej jakiej zdrady,
 Nie z żółki, nie zbladł, bo dawno i żółty i blade,
 Haller!!! lecz przeniewierco wstrzymaj się w zapędzie,
 Ten obraz nie dla ciebie choć talent twój słynny,
 Przystań więc niech na dzisiaj dosyć tego będzie,
 Niech tego łotra obraz maluje kto inny,
 A teraz muzo moja głos zwracam do ciebie,
 Bo przecież jeżeli śpiewać niechcesz lub nieumiiesz,
 Odpowiedzieć jednakże możesz mi w potrzebie,
 Powiedz więc muzo moja tak jak to rozumiesz,
 Czy sprawi jaką korzyść ta krwawa przestroga?
 Czy też dosyć wyraźnie do serc tych przemówi?
 Co zatwardziali w zbrodni bez bojaźni Boga,
 Własnym widokom wszystko poświęcić gotowi?
 Czy ich widmo oczu, uszione sumienie?

Prokuratorów zbrodni podłych dręczycieli?
 Co naszą wiarę, sławę, nasze nawet mienie,
 I wszystko co nam drogiem zniszczyć się uwzieli,
 Czyli przykład téj kary, popłoch na nich rzuci,
 Czy możemy mieć ulgi jakowej otuchę,
 Czy ich triumf nad nami, zatruje, zakłóci,
 Czy z ich strony wywoła jakąkolwiek skruchę?
 Milczysz?... nie odpowiadasz — więc nadziei nie ma,
 Niech i tak będzie Muzo zgodzim się i na to;
 Przedwieczny co w swych rękę losy ludów trzyma,
 Dozwoli nam w swym czasie wystąpić z zapłatą,
 Przyjdzie czas, przyjdzie chwila, zapłacimy święcie,
 Uiszczą się wyroków Boskich tajemnice,
 I tym co nas ścigają dzisiaj tak zawzięcie
 Nie w nocy, lecz w dzień jasny stawim szubienice. —

No. 3.

Otóż to Rzeczpospolita
 Bije baty ani pyta,
 Ani sądu ani prawa,
 Prezes kazał, zaraz ława,
 Rogo biją? Mieszczanina,
 Niech zna co pańska czupryna.
 W nim krew kajmowska płynie,
 A nasza od przodków słynie,
 Co tego niegdyś zdradziła, }
 Rtórego sławi mogiła. } nemlich Rościuszko.
 Stójcie pany, wolność woła!

Z reprezentanckiego koła.
 •Nie wolno bić Włoscianina,
 •Cóż dopiero mieszczanina,
 •Wszyscy równi co do prawa,
 •Do sądu iść ma ta sprawa.
 Zbiegły się wolne barany,
 Radzą by nie był karany,
 Lecz gdy stróżów się przelękli,
 Wszyscy przed batem uciekli. —

Otóż to wolność Krakowa
 Nie głupia pisała głowa,
 Zamieniła miasta w Gminy,
 By was zwrócić do rodziny,
 Nie Grzegórzki nie Krowodrze,
 Bo was wolność z skóry odrze,
 Będą z Krakowa Słomniki,
 A my panów hołdowniki,
 Rtórych dziś hojnie karmicie,
 I na wybór ich święcicie.
 Potwierdźcież jeszcze trzy lata,
 A nikt nie ujdzie bata,
 Słuchajcież rady barany,
 By batóg został stargany,
 Oddalcież z urzędu pany,
 Od pierwszego na przemiany,
 Niech kuśnierz krzesło zasiędzie,
 Upewniam że lepiej będzie.
 Inaczej szlachta na urządzie,
 Nad wami panować będzie
 I gdy Wszechnię nauk zwali,
 Swój batóg na was ustali.

No. 4.

DO

WIELMOŻNEGO SENATU W KRAKOWIE!
ZANOSZĄ PROŚBĘ NIESZCZĘŚLIWI ŻIDKOWIE.

1.

Prośba całego Kachołu o wszystkie pomocy,
Aby wytepić pomału zwierza, co je trupiem w nocy.
Kraków rana dzisiejszego, Miesiąca Januarego. —
Roku tysiąc ósmsetnego, czterdziestego trzeciego. —

Co to za strachy, co za grojse bieda,
Że jedzą teraz nieboszczika zida. —
Nie było jeszcze takich wielkich zgrozów,
Żeby jeść trupiech przy kachalnych stróżów.
Dzisiaj jak na złość chodzą zwierzęta,
Co konsumują nieszczęsne żydzięta,
Jak dawno Mojżesz chodziwał po ziemi,
Taki sromoty nie bywało z niemi. —
A teraz w grobiech podkopują kościów,
Żeby pokasać z niesłychanych złościów,
Obgryzać karków, nogów i rękę, —
Ritóż widział zadać żidkom taką mękę. —
Nasz Rabin kazal pościć przez dni ctery,

A nie ustają zwierzęce brewery. —
Nasz Rabin kazal ze świeckiem palić. —
By biedne Żidki po śmierci ocalić. —
Lecz nie pomogą w boźnicy świecienia,
Bo wciąż zwierzęta gryzą pokolenia.
Nasz Rabin mówił by mu strzelić prochem
Ażeby zwierzia odstraszyć choć trochem. —
A przecie tego paskustwo nie słucha,
I zniów wygryzna biednym Żidkom brzucha.
Nas Rabin mówił by zastawić sidła. —
A jeszcze gryzą psiojuchów obrzydła.
Nie są to mysy ani żadne ściury,
Bo grojse wielkie wykopują dziury. —
Jakże wstać będą w końcu świata Żidki,
Bez brziucha, karku, pięty albo łytki.
Przeto my wszyscy stroskani Żidkowie
Do wielmożnego Senata w Krakowie
Niesiemy prośbę, aby był laskawy,
I kazal złapać zwierzie takie krwawy. —
Żeby nas raczył uwolnić z tych zgrozów
I wszystkich kazal pochwytać do kozów.
Wszak przecie ludzie gdy tu psychodują,
Zaraz pasportów do Urząd składują,
A te bestye bez pasportu chodzą
I naszym Żidkom tak głęboko szkodzą. —
Prosiemy tedy by w najkrótszym czasie,
Wypędzić wszystkie lub wysłać w ciupasie,
Bo jeżeli dłużej te zwierzęta srogie,
Będą obgryzować ręki albo nogie,
To my ze złościów zamknem handel cały,
I na Raźmierziu wybudujem wały,

A tak szirokiem, wysokiem, głębokiem,
 Że nikt z was Gojmów nie przyjdzie i krokiem,
 A w tenczas się goim da we znaki biedów. —
 Że każdy powie: Szkoda biednych Żydów. —
 I tak nas wszyscy będą pozalować,
 Że karzą Żydków na swój cmentarz chować.

Ay waj mir. —

Z wielkim głębokiem szacunkiem pokornym
 Sługa.

Icek Abraham najstarszy Kachalny

Pisie ten prośb walny

I zaraz blaga by świetny Senata

Dal rezolucyą jeszeze tego lata. —

2.

DO

SENACIE RZĄDZĄCEGO, WOLNEGO MIEŚCIE KRAKÓW.

My Rabin, wszyscy Kachalni,
 Nie mniej inni Żidkowie,
 Pisem prośbiech, by Senat sprawiedliwy, wolny,
 Wolnego mieściech Krakowie, —
 Przez swój rozum głębokiego,
 Rozkazał potępić tego,

Co nam zmarłych dzieców ziada;
 Tak jak kode prawny pada,
 Przez paragrafów tak wiele
 Mają Żidki przywileje. —
 Przyjdz nadziejów więc niemylny,
 Że dla nas Senat przychylny
 Uczyni o co prosimy.

I tak obok téj przyczyny

Wielmożny Senat w Krakowie,

Prześwietni także sędziowie,

Już temu Bogu chwali,

Będzie temu miesiąc cali,

Odkąd na naszym kurkowie

Obgryza coś trupiem głowie,

Przez mały dziury wyryty.

Aj waj mir jak oni cierpią mękę.

Gdyśmy grobów otwierali,

Każdy bez brziuch, nogi, rękę,

Ani jeden nie był cali.

Cośmy grobów zamykali,

I tych dziurów zasupali,

Postawili Kachalnych stróżów,

Za godzinę znów. —

Ja Rabin kazał przez dni cztery pościć,

Nikom z Żidkiem nie chodzić po mostie

Ni orszukać chrześciany,

Przecie nie ma żadnej zmiany.

Ja sam świeców za tysiąc złotych spalił,

Dwa dni trzy nocy ciągle cielca chwalił,

Odczytał księgi Salomona Farchy,

Marchsia, Jurchusia i Borojchy.

I to cinil każdy Rzyd. —
 Zmarłych traci ręki, nóg.
 Kazalem nabić dobrych pistoleciech,
 Prochem, kulę, kamieniami,
 Gdy im do ziemiów strzylał, kulkę w górę leci.
 Ach! to prawda nieszczęście nad nami.
 Gdy już z tych 4. środków żaden nie nie pomógł,
 Mówił urzędnik jeden, ja będę próbować
 Jeżeli to zając, ryba lub krulik paskudne,
 Albo może ptaki brudne,
 To każdy będzie chciał mięsa kosztować
 Las mich, schon gajen, ja będzim próbować.
 Gay die und bring mir mięsa 22 funty,
 Przytym pół kopy przechodzonych gonty,
 Po drodze weźmiesz z Apteki prowizora,
 I z miasta także Medycyn Doktora. —
 Powiedz im by tu spieszyli,
 I arszenik z sobą wzięli.
 Gdy już mięso zaprawili
 Wszędzie przy murze na gont położyli,
 By zwierzęta widzieli,
 I tylko jeść chcieli,
 Ten Urzędnik doskonały,
 Godzien od nas wiecznej chwały,
 Bo co za koncept, co za wielka głowa,
 Szkoda że nasz kierków, swój głowa nie schowa.
 Gdy bul wszystko postawiono
 I wielkim Pasciech na dziurze wkładziono,
 Wyszli już wszyscy z kierkowa.
 Gdzie kto morze to się chowa
 By przecie co zobaczyli,

Aż nakoniec w tejże chwili
 Machanik i okulary wkłada,
 Wszystkich gapiących roztrąca,
 W kieszyni mając zająca
 Który łowić myszy lubi,
 Tego w pość wkłada i gubi. —
 Héj héj szanowna publiczność
 Jest tu coś, jest tu coś. —
 Na ten chałas czaty się pierzechem zbiegają
 Jakić broni użyć mają —
 Nie wiedzą, ale widzą że Machenik śmiały,
 Przez sterzące grobów wały,
 Rozły magając już zbliża do celu
 Za nim śmiało idzie wielu.
 Dopiero rada nie lada,
 Jeden drugiego tuż bada.
 Cy by ten kot Żydów ziałał
 Każdy zdanie swoje gadał.
 Tu stać nie mamy trzeba nam nie zbłądzić,
 Ja tego kota nie mogę osądzić.
 Rzekł Urzędnik oświecony,
 Z takim rzeciem obznajmiony.
 Teraz godzin dwunasty
 U was Żidków są dziś posty,
 Pozostancie i pilnujcie.
 Ja przyjdę w godzinę czwarty,
 I postawić będziem warty,
 Z kartkiem przylepiem na gorzie:
 Nie wolno chodzić po murzie.
 A dier blebt geson bruderleb,
 Wen wu es kont strzelać w leb.

Gdy zaś przy wszelkich sposobów,
 Przeszło już czternaście dobów
 Nikogo złapać nie mogą, —
 Udajem się łaski drogą
 Do Senatu wielmożnego,
 Aby zwierzia takowego,
 Przez tutejsze wojsko całe,
 I Żandarmów sławne, śmiałe,
 Złapać rozkazał,
 I w koze wpakował,
 Jak zaś oni mają stawać,
 My tu rady będziemy dawać.
 Piechota z nabitem gwery,
 Psi nich takie kanonierzy,
 Psi rogatkiech stojać mają,
 Na pikiety zaś konnicy,
 Znaki siabłów niechaj dają.
 Psi wszystkich nasić ulicy,
 By nie robić zwierziów strachów,
 Niech Tambor idzi na dachów.
 Ubierajmy się biali cali,
 By te zwierzięta myśłali,
 Że komminów tamok stali.
 Trzeba także zapowiedzieć,
 Rto o tegi winien widzieć,
 Niech się nikogo nie boi,
 I niech mocno w miejscu stoi.
 A wtenczas bez żadnej wrzawy,
 Skończy się ten zgrozów krwawy. —
 Kończone ten prośb nasze walny
 My Rabin i wszysey kachalni,

Psirzekamy za tę łaskę,
 Zrobić małą igraszkę,
 Rendluch nieobrzezany,
 Dla was najłaskawsze pany. —
 A Żołnierzom, takim śmiałej
 Że pilnował nasze w alej
 Za każdy wypuszczony kule,
 Tsi kwarty wódki, funt chleba i dwie cebule. —

Kraków dnia piątego Lutego,
 Roku teraz bierzącego,
 Psi Ulicy Sierokićj,
 W kamienicy wysokićj. —

3.

LIST.

A grojse majmoraz des Rabin co w Berdyewowie,
 Raczy pisać do Rzydków nieścieśnych w Krakowie.
 Psiciecz ja tu posłuchał o waszych tam biedziech.
 Aże nawet po śmierci, los niech pokoi rzydziech.
 Cy der pieś, cy der solcher zwierz
 Niech mu tysiąc diabel bierz, —
 Dziurżem kopie w żydziech grobie,
 I tam trupiemy gryzie sobie. —
 Ach waj mir ja plakał od strachu,
 A w takich złościów i wielkim zamachu,
 Mit ganzes kugiel rozbilem donice, —

Krakau.

A majne Siore gelauf an piwnice. —
 Psi takich kłopoty ja siedział w bublii.
 Ja ze wy z prośbem na senacie buli,
 Ja także i tem słuchał, — o wy głupie żydzie,
 Prosić grojse purec, co wam z tego przydzie.
 Wszakże ten Pan Senat wydal sprawem takim,
 Że gdy żydziem biedne a choć nie lajdakiem,
 Gdy nie ma pieniędzy rżenić się nie może,
 A jak się orżeni to go weźmą w koze. —
 I na co mu tego o zwierziu donosić,
 I o ciupas jemu w Policyj prosić.
 Die swarecyur, gojmy oni są w tój wierze,
 Że nawet wszystkich żydziech to pogryzie zwierzie. —
 Auf majne mones, to mu tak nie psijdzie,
 I niech o tem wiedzą wszystkie nasze żydzie,
 Teraz przykazuje ja Rabin Moskowitz,
 Żeby mu ten lajdak dozorcem Zdziechowicz,
 Co z naszym Prorokiem wsadził mu do kozy,
 A rękem i nogiem powiązał w powrozy,
 A żeby, to psiojuches na sąd zaś karzować,
 Dla czego Prorokiem nie umiał szanować?
 On bul tak rozumny, jak wielkie głowa,
 Że tym gojmom ciekawym niepowiedział słowa.
 On tak czytał z księgow u knoca na sale,
 Że nikt niedosluchał i duże i male.
 Przecież grojse lajdak haptes mu na kozem,
 Choć nas Prorok im Podgórz psijechał powozem,
 On w takim bul strachu i w takim złości,
 Żeby wszystkim żydziem, pogniotłby był kości.
 Dla czego nie bronili wy głupi żydziowie?
 A przecież was jak śmieciów w Krakowie.

113
 Za to że Prorokiem brali za kołnierzia,
 On do żydziach na kierków puścił tego zwierzia.
 Na co Rabin kazal, strzelać jemu z szablem,
 I sidłów zastawiać, to wszystko na diabłem,
 Ten wielki zwierzia co wyjada brzucha,
 Nie jest jemu lajdak ni żaden psiojucha,
 To zwierzie, Prorok, jak czytał w Kabale,
 To grojse on budzie, jak sto żydziech male. —
 Ma tak długiem nogiem, jak tysięcy mil,
 A lbem bardzo wielkim. Aj waj, co za sila?
 I my głupie chcieli postrachować jemu?
 I sechs hundred taler za co płacić komu?
 A więc przykazuję do rżydziech w Krakowie,
 A żeby mogli zwierzie wypędzić z Kierkowie,
 Trzeba się modlić nach buźnice chodzić,
 I kachalem prosić by zwierzie pogodzić.
 A wy wielkie radzie, bardzo przykazuje,
 Aby którym lajdak co bardzo siachruje,
 Wypędzić na morze i utopić w ziemi,
 Niechaj nie siachruje kto jemu nie umie. —
 U nas w Berdyceowie takie mądre żydzie,
 Że na dwadzieścia od sta dają tylko w biedzie.
 Lepiej jest pomalym zyskiem kontentować,
 Bo i my tak gojmów w kiesem będziemy chować.
 Wy lajdak, psiojuchy, głupstwy narobili,
 Ze wasze siacher macher wszystkie się wykryli.
 A grojse bebel nobel, co tu był psed laty,
 Wiele famiech sprowadził na żydkowskie chaty,
 Dla tego mu teraz nie było w Krakowie,
 Dla czego nie tancyli? co im było w głowie?
 Wasze siacher macher tego dokazali.

Że te mądry gojmy fanciech pochowali.
 Ale psi tak biedziech, co trapią nas Żidziech,
 Ja się kintentował, gdym w Kraków wieźdzował,
 Bo rogatkim w urzędziech trzymając w Krakowie,
 Aj waj jak to ślicnie, że w koło mieście,
 Aj waj kochani żidkowie na warciech jesteście.
 Wy kochani żidkowie na urzędzie,
 A der grojse Dajches takie ma urzędzie,
 Że mu z capkiem kłaniają jak on tam przybędzie,
 Brawo grojse, jeden, tak ucą w Talmudziech,
 Że na całym świecie będą tylko żidziech. —
 Wszędzie nam szanują, wszędzie chcą przymierzia,
 Tylko jeszcze w Niemcech biorą na żołnierza.
 Już mu nie tak długo nas Messyas przyjdzie,
 I pod swoim szablem weźmie wszystkie żidziech.
 I on Prorok co teraz gojmy w sadzili mu w kozie,
 On od Messyasa posłany, on dużo dokarze,
 Tak my Gojmora ech że Messyas przyjdzie
 Gdy Prorokim w Krakowie nie poznają Żidzie.
 On potem na Kierkowa puści takie zwierzie,
 Rtóre trupiem żydowskim do piekła pobierze,
 I będzie on obgryzyzował, karkiem, nogiem, brzucha,
 Ale tylko siachrem kto był psiojucha,
 Dla czego wszystkie Żidziech cały Krakowa,
 Nie mogą kopać grobiech na starym kierkowa.
 Trzeba mu kupować innym takie ziemie,
 Gdzieby było chować Izraela plemie. —
 Zatem przykazuję w Krakowim kachale,
 Ażeby wszystkie żydziech i duże i male,
 Trzy dni postem buli i potem składkiem złożyć,
 Grunciech za to kupić i kierków założyć,
 Przy ścielecki ogród, gdzie gronciech Ulrycha,

Na przeciw chodzuje ogród Botanika,
 Tam mu będzie ślicznie postawić kierkowie,
 Czy tego nie godni pocściwi żidkowie,
 Choćby tysiąc tuler trzeba mu zapłacić
 Auf majne mones nie będziecie stracić,
 Bo jak ten kierkowa do okopu przyjdzie,
 To go gorzałkiem swarcować będą wszystkie żidzie,
 A jeźliby grunciech gojmy niech sprzedali,
 I na swym cmentarzu żydziech nie chowali,
 Trzeba trupiem żydowskim w bekie napakować,
 I do Jerózalem morzem transportować. —

Pisę pod dachem

Posilam Simlachem.

Icek Salomon Moskowitz,

Rabin Berdykowski.

ODPOWIEDŹ.

Icek Abraham kachalny z Krakowa,
 Jako od Żydków najmędrsza głowa,
 Na list pisany od Majmorazego,
 Daje odpowiedź bardzo rozumnego. —

Wielkiej mądrości świętobliwy Rabi,
 Przeciw któremu w rozumie wszyscy ślabi,

Niechaj neftali na twój leb ucony,
 Spuszcza światło ze wszystkiego strony,
 Niech twoje oko bystre jak u sowy
 Zwróci źrenice na lud Mojżeszowy.
 Niech twoje ucho cynne jak Arguza
 Obdarza słuchem dziewiątego murza;
 Abyś mógł kiedyś przy swojej mądrości,
 Każdego ptaka zrozumieć w cichości.
 Abyś dośliś co kret w ziemi gada,
 I co wiatr drzewom do ucha powiada.
 Niech na tym cole wiekiem pooranym
 Zalepi strupiem z mądrości rozlanym.
 Niechaj w tym strupiem, jak w morzu szczupaki
 Mnożą się białe plaskawe robaki.
 Bo przecież Mojżesz dawno to powiedział:
 Na pustej sopie ptak mądry nie siedział.
 Zaś na wibranych obfite spizarnie,
 Wszelkie stworzenie z ochotą się garnie.
 Im więcej strupiem i robakiem w głowie,
 Tem większy rozum i szczęście w żydowie.
 Skończywszy teraz z całej życzliwości
 Błogosławieństwo na twe stare kości,
 Do interesów naszych przystępuję,
 I na twe pismo odpowiedź szlifuję.
 Pisałeś do nas że jakos posłuchał,
 Że nasze trupich zwierz srogi naruchał,
 Stlukłeś ze strachu donicę gęsiny,
 Mi się tu bardzo śmiejem z tój psicyny.
 Wszak gdyś się psielak, mogłeś mięso schować,
 A pustą miskę ze strachu stlukować.
 Twa Siora mogła wpaść także w piwnicę,

115
 Wziąwszy pierzynę i grosową świecę,
 Posłać na ziemi, zwolna się obalić
 I z wielkim krzykiem na zwierza się żalić.
 Ale tak strachać nigdy nie należy
 Żeby ponieść szkodę i nie jeść wiecerzy.
 Pises nam także mój Rabi kochany,
 Żeś był głęboko na nas zagniewany,
 O podawanie prośby do Senata —
 Przecież nie było z tego żadna strata —
 Owszem gdy gojmy o tём usłyszeli,
 Żeśmy na Kazmierz handel zamknąć chcieli,
 Wszyscy ruszyli grojse całym kupiem,
 By złapic zwierza co wygryza dupiem,
 I zaraz w tydzień jednego złapili,
 Dwóch postraszyli, a siedmiu bić chcieli.
 Co się zaś tyczy rzemienia rzydziakiem
 Co z gołem nogiem i witartym frakiem,
 To przecie nie są żadne nadużycia,
 Że Senat kaze mieć sposób do życia.
 Przeto nasz przemysł w górę wszedł w Krakowie
 Bo teraz wszysej ubodzy żidkowie.
 Pises nam także mój Rabi kochany,
 Że Podgorz został na prorok wygnany.
 To jest nieprawda on nie buł prorokiem,
 Kiedy nie wiedział swoim własnem okiem,
 Że mu w kark dadzą i wipchną kijami,
 As ognia sypnie z bosemi piętami.
 Nie on też także zwierzę sprowadzował,
 Bo oni sami przez mur psiechodzował.
 Ten zwierz co gojmy w lapkę go schowali,
 Pised z tysiąc mil albo troskę dali,

Jak on bul tylko związany na powrozie,
 My zaraz jemu wsadzili na kozie.
 Potem pitali, z krego on rodów?
 On nam powiedział że przyszedł z Brodów,
 Że bul w Pincowie i Nowolesowie,
 Że musi wstąpić i do Berdyecowie.
 On w samym końcu przyjdzie aż do Hali,
 Bo mu tak każą ci co go wysłali.
 Lecz on pocziwszy jak się dziś widało,
 Żidkom nie szkodzi bo je bardzo mało.
 Same tylko obgryza lajdaki,
 Co to za życia zrobili głupstwo jaki.
 I tak np: nieboszczyka Berka,
 Co lubił patrzeć w cudzego kufierka,
 Zabrać pieniądze biednego sąsiada,
 To on mu za to ręków po objada. —
 Nieboszki Ryfki, co za swój żywota
 Gojów polubić wzięła ją ochota,
 I tak się grubo w jednym pokochała,
 Że zama za nim po dwie mil latała,
 Żeby dać przykład, więc dla zbrodni srogićj,
 Zwierz ją pokąsał, gdzie najgrubsze nogi.
 Josek Henkowiec miał brzydkom naturę,
 Bo lubił słuchać od klamki przez dziurę,
 A co usłyszał, zaraz denuncynował,
 Zwierz mu też za to usy obgryzował.
 Martko Berkom son lubił katolicki,
 Często się bawił fałdami spodniczki. —
 Żeby więc karę odniósł ten zuchwalec,
 Odgryz mu — . . . nie wiem . . . podobno — że palec.
 Takich więc tylko, gryzie zwierz ze złości,

Co są niegodni nosić cale kości.
 A gdyśmy jego na wolność puścili
 On Ein gelauf zrobił zaraz jednej chwili.
 Już więcej nie je na naszym kierkowie
 Bo mówił że są pościwi żidkowie.
 Teraz się strzeszcie bo jak do was przyjdzie,
 To znowu zrobi grojse wielkie biedzie.
 Dla tego wam radzę szczerze zawczasu,
 Od ostatniego zaczawszy siabasu,
 Rtóry żid umrze, żeby go niechować,
 I dać go pierwój zwierzowi skosztować.
 A jak on pozna że to galgan jaki,
 To mu glaich zaraz poprzygryza flaki.
 Wtenczas go można zakopić i schować
 A zwierz nie będzie ziemi podkopować.
 Po cóż się wówczas takie głupstwo przyda,
 Gdy z kulem trafią nieboszczyka żyda?
 Albo jeżeli kto słabej natury
 Gotów po śmierci wyskoczyć ze swojej dziury,
 I zamiast w grobie siedziować spokojnie,
 Samo chcąc biedak musi bić na wojnie.
 Nie znając tarczy, cem się zasłoni?
 Jeżeli go kola przypadkiem dogoni?
 Musiałby biedak nie mówię i słowiem,
 Drugi raz umrzeć dławiąc się ołowiem.
 Lepiej więc tedy przy dawnym zostaniem,
 Bo nikt nie będzie strachował strzelaniem,
 I tausen tuler na plac nie stracemy,
 Ani też z nikim bić się nie będziemy. —
 A dere szwarcyjur jeszcze ze trzy słowa;
 Rażes nam Rabi mieć nowe kierkowa

A jeszcze w miejscu że tak niebezpiecznie,
Panowie strzelcy strzylają niegrzecznie.
Wszakże od Tarczy proch odbić się może,
I na nas kierków wpaść, czego uchowaj Boże! —

Ściskamy wszystkich bracia w Berdyecowie,
Ieek Abraham i inni Cłonkowie.
Jeżeli macie co nowego,
To piście do domu mego,
Mieszkam u Joska Borucha,
Co nie śliski w jeden ucha,
Żona Garbus, Syn niewidzi,
To bardzo przyjemni żydzi.

Lisoef Juslagamod Neczu Yssalk
igurf.

Kormowa Wiosciau

117

Cosie kumolne w Kralowie stypoli
Od nieboraczech nasz Pan weseli
Ad junkt w wydziale tak zasumcory
Bo z precesowstwa Flatter zruscory —
Ze nienawidzou od ludu dno adprawy dostal
Za precesu Senatu tytko lichwiara zoslat
Dogle o nim gadki i braydkie kormowy —
Jego aplikowani porwieszrali gtonwy. —
Nie ktorzy co z nim objadki ziadali
Ka to na drugich biedalons gadali
Stad niestwarności jwi gora braci miastu
Ane narzecie dwory wto rozejnaly. —
Flatter porobicy w lichwiarskiej wruce
Bo z metoda sekij oddat si naruce
Kariyat czelo Kariarskiego rady
I sek wynikty niestwarne rwady. —
Bo z kyd Kariarschi miat miac wiadomosci
Gdy przez Kochanku dostajit godnosc
I z klasy drugiej, jwi praua do Khorcu
Ane narzecie i prokuratorenu. —

Podstępny i intrygi Kowalski wice mają
 W nagrodę ranciernikom wreszcie rozdaje
 a jeśli kto poeciwy to przesładowany
 I ledwie co wymówi "jakie to gatunki"
 "Sprawiedliwość" zgodam by mi udzielił
 "To weryfikacja toby, swoim powiadził"
 - I tole niece, ma śmiałość bezgo skarcie kuba
 "Abby dla nas przymiało nie zabrakło chleba
 "Co nam do innych by nam dobrze było
 macie więc kapalskiego doskonałego
 Symonowicz z zagranicy ale za obiady
 Chyłego i Kraszewskiego doszły sił pozady
 I Pa prochi referent faworyt nie lada
 "Tuz Hallera zrucono" taki sobie powiada
 "Lec jakoby tu innego trzeba znowu zdurzyć"
 "Abby go można wcale na uwzględnienie użyć"
 "Chyba nie znowu goły - albo będzie gupci
 "Drugimna dodam rady, pięćwrezo zas kuzni
 I kilku nie Konarski zdraje i Bogusławski
 Lidziński, Chorubski, Kachnowski miał także

Ładuta Lichiewicz i Kpiwony potawiatu
 Kato Kachmiednem zrobiony Senatu
 Dzieciogogorawha prokurator Bogusz
 Oszurkone rwany - z przyjaciel ma Kozar?
 " "
 Kówoych sobie Których imion tu zamilera
 Lec podług stuzarności dziewizim naliż
 Jabzi bez lina opinia Majewski sekretara
 Jak Kardy ży na niego - co orek pykasz
 " "
 Trzeba z miady dury z Synderem perer
 Wódzicki na perera i khorowa meur.

Wódzicki Karmierski ten, Kłóren w 1846
 wrabow

BJ

119

p. 181.

181

